Aus der
Büchersammlung des Capitäns
Th. Dempster Gordon.
Geschenk des k. Forstrathes G. Dürig
an die k. Bibliothek.

L. g
o
460 f
1

Der Hausvater

oder

das liebt sich! und warum?

Von

August Lafontaine.

Erster Theil.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot. 1811.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK * BAMBERG *

Der Hausvater

oder:

das liebt sich! und warum?

Erster Theil.

Blume an Brandy.

Das liegt tiefer, mein guter Brandy! Bruder! — o was vergäbe der Bruder dem Bruder nicht! O dieses Wort erinnert mich an den geliebten Bruder, der — nicht mehr ist; an jene Zeiten der schönen Täuschung, wo die Freude, das Glück mit der Tugend eine Gestalt haben, wo wir von dem Himmel die poetische Gerechtigkeit eines Romans fodern, wo das Leben uns wie ein Heldengedicht erscheint, wie ein goldgeschmückter Rahmen für das Gemählde unserer edlen Thaten, und, laß mich auch das noch hinzusetzen: wo der Tod nichts ist, als der Siegesherold, der den edlen Ritter nach seinem thatenvollen Zuge in den Tempel des Ruhms und des Glücks führt.

Ach, diese schönen Träume steigen jetzt zuweilen in dem lieblichen Kreise meiner Kinder wieder auf! Ich kränze mein Haupt wieder mit den duftenden Blumenkränzen ihrer Jugend, und ihres Glücks. Träume, wofür mir freilich nichts als die bedachtlose Jugend

Gewähr leistet, und eine Stimme aus dem Innern meines Wesens, das ich nicht begreife. Aber hat auch die Jugend nicht Recht; ich kann mir nicht erwehren zu denken: sie sollte Recht haben!

Doch still davon! Diese Gedanken gehören dahin, wo die frohen Gesichter meiner Kinder mir, wie Engel um ein Sterbebette, entgegen lächeln!

Diese Feindschaft zwischen meinem Bruder und mir liegt tiefer, wollte ich sagen.

Ich und meine beiden Brüder wurden nach dem Tode meines Vaters bei seinem Bruder erzogen, der ohne Kinder war. Ich war dreizehn, mein jüngster Bruder zehn Jahre alt, da wir zu ihm kamen. Wir hatten ihn oft genug gesehen, um ihn zu fürchten. Es war, als träte ich aus dem hellen, warmen Sonnenschein eines schönen Frühlings in den kalten Winter Lapplands, da ich in sein Zimmer kam.

Da stand er, schwarz gekleidet, groß und schlank in einer steifen Stellung. Er sagte, — uns mit einer Bewegung seiner Hand fern von sich haltend, uns, die wir jetzt gern an sein Herz geflogen wären: — „Euer Vater hat gelebt! Ihr und seine väterliche Liebe seyd

die Erbschaft, die er mir hinterlassen hat. Sie wird mir heilig seyn!"

Hier warf sich mein jüngster Bruder, Ferdinand, ein theurer Knabe, voll Schmerz an seine Brust und rief: „Nein! kein Mensch kann uns so lieben, als unser Vater."

„Du unterbrichst mich, Ferdinand! doch das wird sich geben, das sind Gewohnheiten, deren Uebelstand mein Bruder nicht einmahl kannte. Nun, geht nur! Es ist gut! Es ist gut!"

Das war unser Empfang. Ferdinand legte sein Haupt an meine Brust. „Ach,", rief er — „meine Augen sind schon aus!" Das rief er mit dem ganzen Schmerze des jungen Arthurs, dessen Geschichte uns mein Vater so oft vorgelesen hatte. „O Vater, Vater, du bist hin!"

Der Schmerz des Knaben jammerte mich. Aber wir mußten uns schicken lernen.

Mein Oheim war sogar ein guter Mann; aber von Jugend auf in einer Menge Geschäfte verwickelt, so daß er das Leben über die Geschäfte des Lebens vergessen hatte. Er hatte sich empor gearbeitet durch sich selbst, ohne gerade zu kriechen, zu schmeicheln. Er war eitel darauf; aber nicht so eitel, als er hätte seyn können. Er mochte gern herrschen; aber

nicht durch Strenge, sondern durch Ueberredung. Er konnte Widerspruch leiden; er sah ihn sogar gern, weil er dann mehr als Einen Triumph hatte, auch den, zu überzeugen. Denn seine Art und Weise das Leben anzusehen, und das Glück und die Menschen zu behandeln, schienen ihm die einzig vernünftige Weise: und in diese paßten wir so wenig.

Mein Bruder Wilhelm wurde bald sein Liebling; denn er war fleißig, gehorsam, ordentlich in seinen Geschäften, und fast möchte ich sagen, ein Schmeichler seines Oheims.

Ferdinand und ich drängten uns in immer innigerer Liebe zusammen. Mein Oheim las die Dichter, führte häufig Stellen daraus an. „Zum Zeitvertreibe," sagte er — „merkt Euch das, ist das ganz gut." Ferdinand und ich lasen sie mit einer Begeisterung, die er nicht wissen durfte. Wir hatten bei unserm Vater Musik getrieben. Er ließ sie uns fortsetzen. „Mit der Stimme der Musik," rief mein Bruder Ferdinand, „redet der Ruhm in meiner Seele."

„Nein, die Liebe," sagte ich.

„Diese Vergleiche" sagte er — „wären in einem Gedichte zu gebrauchen. Die Musik, glaubt mir, ist ein Talent, das Euch die Zimmer der Großen aufschließt, und darum

lernt Ihr sie: sonst wäre sie Zeitverschwendung.

„O meinen Sie,“ sagte mein Bruder freudig — „daß mit diesem Grundsatze Händel seinen Messias geschrieben hätte?“

„Was kann dich begeistern, antwortete er kalt — „als die Welt, und was ist die Welt, als die Menschen darin?“

„O meine Welt!“ rief Ferdinand, die Arme gen Himmel ausbreitend und sie dann auf seine Brust legend.

„Auch diese Begeisterung, Knabe, ist ein brauchbares Talent, in der Welt fortzukommen. Wohin Gründe nicht dringen, dahin dringt eine zitternde Stimme, ein Auge voll Flammen. Nur laß dich von ihr nicht beherrschen! beherrsche sie, wie dein geliebter Philosoph von der Theodota sagte!“

Bekümmert sah Ferdinand mich an, daß der kalte Mann aus dem Sternenmantel der heiligen Nacht ein Hofkleid machen wollte, aus dem Gedanken an Gott ein Rednertalent. Und in der That war es meinem Oheim gelungen, diese Zauberei wirklich zu machen. Er redete von Gott mit aller Kunst eines Redners, und er glaubte an seine eigene Begeisterung, die nichts als Kunst war.

Wir gingen zusammen auf die Akademie. Mein Bruder Ferdinand saß, statt bei den Pandekten, über den Reisebeschreibungen; und bat ich ihn, sich in die Wünsche unsers Oheims mehr zu fügen; so zeigte er mir den Globus, und sagte: „Sieh, Bruder, ich zittere, daß er so klein ist, daß ich seiner müde bin, ehe ich ein Mann geworden bin, wie ich des Lebens mit meinem Oheim müde bin. Ich sehne mich hin in den Schatten der Pyramiden, an die Quellen des Jupiter Ammons. Aus welchem Felsen strömt der Ganges, der Nil hervor? Der Chimborasso wird mir ein Maulwurfshügel seyn, wenn ich auf seinem Gipfel seine reine Luft getrunken habe. O rede mir nicht von dieser Gerechtigkeit, von diesen Rechten, die mein Oheim von mir fordert! Wie? ich soll einen ewigen Krieg mit dem Eigennutz anfangen? diesem schlauen Teufel, diesem Mäkler, der in tausend Larven mit dem glatten, freundlichen Gesicht umherschleicht? diesem immerfort Meinidigen, der in die Haut der Gerechtigkeit kriecht, der Frömmigkeit Gebetbuch und Kniepolster stiehlt? der sich selbst eben so gut betrügt mit Tugenden, die er nicht hat, als Andere? mit ihm Krieg führen, und ihn zum Kuppler für mein Fortkommen selbst gebrauchen? Ich soll mit dem Flügel einer Mü-

cke die Riesenbewegung dieses unermeßlichen Rades aufhalten, das von allen Leidenschaften fortgetrieben wird? Ich bitte dich, Bruder! Ich bin nicht weise genug, um tugendhafter als alle zu seyn; aber doch weise genug, mich nicht wie die Scheibenmuschel selbst in den Schlamm des Lebens zu begraben. Ich lebe, und so will ich das Leben sehen; ich bin ein Mensch, und so will ich die Menschen sehen; die Erde ist meine Wohnung, und so will ich wissen, wie mein Haus aussieht. Pah! ich soll etwa, wie mein Oheim das ganze Spinngewebe des Steigens in der Welt hinauf klettern, das gefährlichste Handwerk, weil man nicht sicher ist, ob der dünne Faden der Gunst, des Eigennutzes, woran man sich eben hält, nicht reißen wird."

Ach, er hielt nur zu gut Wort, so sehr er mich auch liebte!

Wir kamen zu Hause an. Mein Oheim hielt uns eine Rede, die recht schön war, und gab eine Feierlichkeit, um nun unsern Eintritt in die Welt zu bezeichnen.

Blume an Brandy.

Ferdinands Entschluß, davon zu gehen, wurde immer fester. — Ein halbes Stündchen von dem Gütchen meines Oheims, wo er den Frühling zubrachte, lag eine Höhe, nur mit einer weithin schattenden Eiche gekrönt, dem Lieblingssitze meines Bruders. Am Fuße der Höhe brach das Meer mit großen, weißen Wellen sich an den Dünen. Hier saß er, und träumte seine Reisen, und schaute hinaus in die unermeßliche Ferne, und sah die weißen Segel dahin fliegen, vom Sonnenstrahl auf der dunkeln Meeresfläche vergoldet.

Hier suchte ich ihn, wollte ich ihn sprechen. Oben in den Zweigen der Eiche hatte er sich einen Sitz von Flechtwerk bereitet, der mit jedem Tage bequemer wurde. Die Gegend war einsam und öde. Verborgen unter dem Sitze und sicher lag ein Fernrohr und einige Bücher. Er theilte sein Geheimniß mit mir. Er war so seltsam bei dieser Entdeckung, so bedenklich, daß es mir auffiel.

Ich stieg zum erstenmale auf die Eiche; ich war allein. Ich nahm das Fernrohr, und durchlief die Gegend. Auf einmal schwebte vor dem Fernrohre die Gestalt eines Mädchens vorüber, wo der Weg aus den Gebüschen her-

vorschimmerte. Dann leuchtete ihr weißes Gewand durch die Büsche, dann verschwand sie wieder.

Nun sah ich sie hervortreten aus dem Gebüsch und ihre Richtung auf den Hügel zu nehmen, auf dem ich saß. O Himmel, Brandy, welch ein Reiz, da ich das schöne Oval so nahe vor meinen Augen hatte! welch ein Gang! wie leicht! wie schwebend, als wäre sie eine leichte Welle des Meers! Ich legte das Fernrohr weg; denn sie kam den Hügel heran.

Mir fiel ein: das war die Verlegenheit meines Bruders, als er mir seinen Sitz zeigte — er kennt das Mädchen. Aber aus der Unbefangenheit, womit sie den Hügel singend heranstieg, sah ich sogleich, daß ich mich geirrt hatte. Das Mädchen setzte sich unter die Eiche, und schaute hinaus in das Meer. Sie sang mit einer Stimme, die bebend in meine Seele drang, ein erhabenes Lied Klopstocks. Ihre Begeisterung wuchs mit jeder Stanze. Sie stand auf. Sitzen war ihrem vollen Herzen eine zu ruhige Stellung. Dann versank sie in ein stilles Nachdenken; es war, als zählte sie die Schläge der Wellen, als folgte sie dem Zuge der Wolken. Dann stand sie wieder auf. Sie erhob beide Arme, als wollte

sie die Unendlichkeit an ihr Herz drücken. „O, lebe wohl!“ sagte sie endlich, und dahin schwebte sie, den Hügel hinab, dem Flusse zu, der jenseits der Gebüsche strömte.

Ich stieg herab. Ich war ein Mensch von zwei und zwanzig Jahren. Alle Kräfte meines verlangenden Herzens waren erwacht, und dem Mädchen zugewendet. Ich fragte mich selbst: „Hat Ferdinand das Mädchen gesehen?“ Mein Bruder war nicht da. Er war auf einer Reise für meinen Oheim.

Ich ging den andern Tag wieder hin. Um dieselbe Zeit sah ich das Mädchen wieder erscheinen. O sie schien mir heute tausendmal schöner, als gestern. Fast dieselbe Szene. Ich ging wieder und wieder hin; sie blieb selten aus. An einem Tage, da ein drohendes Gewitter am Himmel stand, ging ich, fast zweifelnd, daß sie es wagen würde, heute zu kommen. Und sie kam dennoch, für den wahrscheinlichen Regen gekleidet, mit einem Mantel im Arm, den sie in eine Höhlung der Eiche verbarg.

Aus den Anstalten sah ich, daß sie hieher gekommen war, das Gewitter auf dem Meere zu sehen. Und, beim Himmel! Brandy, es wurde ein erhabenes Schauspiel, erhabener als ich es je gesehen habe.

Dunkel hing das Gewitter tief herab, ganz einfarbig schwarz auf dem Ozean. Die Sonnenstrahlen blitzten auf dem Meere unter dieser dunkeln, schweren Hülle. Dann fuhren die Strahlen des Blitzes an dem Gewölbe des Himmels weg, und schienen den Ozean zu bekämpfen. Das Meer ruhte furchtbar still. Da stieg der erhabene Regenbogen in der glänzendsten Pracht auf, und stand da, wie eine Triumphpforte der mächtigen Natur auf dem Ozean und sein weites Bild ruhte unter ihm im Meere.

Heulend fuhr zuweilen nur der Sturmwind aus seiner Höhle hervor, wo er noch gefesselt lag.

Der Anblick war gewaltsam ergreifend. Ein Paar Segel zogen still durch die dunkle Nacht und durch den Regenbogen daher; an dem Flattern der Wimpel sah man den nahenden Sturm.

Auf einmal erhob das Mädchen unter mir die klingende Stimme, und mir wars, als würde die ganze Natur still; als geböte sie, die Göttin, dem Sturme, zu schweigen. Sie sagte in Absätzen die Ode von Klopstock: Die Welten.

Mich ergriff es immer mehr, da die Musik

ihrer Stimme in das Herz drang, das schon so voll war.

„Ich versink', ich versink', und geh —
In deiner Welten Ozean unter!"

O hätte der edle Dichter seinen Triumph gehört, gesehen, wie sie bei diesen Worten fast mit den Knieen den Boden berührte! wie der ferne Donner sich erhob, als wäre er die Stimme Gottes, die dem betenden Menschen sagen wollte, „welche Thaten dort oben der Herrliche thäte!" wie der Wind stürmend die Flügel aus einander schlug, sie prüfend, gleich einem Geier, der herabschießen will, — und eine einzige lange Welle aus dem stillen Meer empor hob, und sie an das Gestade warf!

Diese Ode wurde eine Prophezeihung der nächsten Zukunft. Das Meer kräuselte sich, und der Sturm war da. Und auf den ungeheuren, schlagenden Flügeln des Orkans schwebte das Gewitter daher, löschte den Regenbogen, dann die Sonne, dann den Tag aus, und heulend brüllte der Sturm, und die tobenden Wellen zischten, und der Donner donnerte über den Sturm, und die Blitze zuckten. Das Meer warf seine Wellen in die schwarze Nacht über sich empor. Wolken und Wellen mischten sich.

Da bog der Sturm die Eiche; sie rauschte.

Da flog vor dem Orkan der Staub empor, und floh vor dem Ergrimmten tiefer ins Land. Und mitten in diesem Vergehen der Natur rief das Mädchen unten:

„Groß ist der Herr und jede seiner Thaten!“

Ich zitterte für ihr, für mein Leben; denn das Gewitter zog gerade gegen uns hin. Diese Eiche! diese Höhe! Ich zögerte dennoch, denn wie mußte sie erschrecken, wenn ich auf einmal herabkam? Sieh, da donnerte es näher und näher. Ich zögerte noch immer, zwischen Entschluß und Zweifel kämpfend. Da traf der Blitz! da traf der Donner! Ich war betäubt. Ich fand mich am Boden wieder, und das Mädchen lag bleich vor mir ausgestreckt.

Ich stürzte jammernd neben ihr auf die Knie. Ich hob sie empor an meine Brust. Ich hatte nichts, ihr zu helfen. Ich hob sie empor, und trug sie auf meinen Armen in den Platzregen, der jetzt vom Himmel herabstürzte. „O hilf ihr, gütiger Himmel!“ rief ich mit zärtlicher Klage. Da fühlt' ich eine Bewegung ihres Busens an meine Brust. Da schlang ihr Arm sich matt um meinen Hals, um sich zu stützen. Da hob sich langsam das schöne Haupt, das hinten überhing, empor; ein Seufzer kündigte das rückkehrende Leben an.

Auf einmal fuhr ihr Gesicht herum, und sie fragte ängstlich: „Mein Gott! wo bin ich?“

„Unter dem Schutze eines Menschen,“ sagte ich. „Ich trug Sie hieher, weil ich kein anderes Mittel wußte, Sie zu sich selbst zu bringen, als den Regen.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie sanft; aber mich mit Freimüthigkeit betrachtend — „ich danke Ihnen sehr freundlich. Welcher Engel führte Sie in dieser Oede mir zur Hülfe?“

„Das Gewitter ist vorüber,“ sagte ich — „jetzt sind Sie sicher unter dem unglücklichen Baume. Und durchaus naß!“ Sie machte einen Versuch, zu gehen; aber sie war zu ermattet, obgleich sie sich auf meinem Arm lehnte. Ich hob sie wieder empor, und trug sie unter die Eiche.

„Aber wie,“ sagte sie nun, sich auf die Bank setzend — „wie kamen Sie hieher? wie sahen Sie? Wie —“

„Ich muß Sie ersuchen, meine Theure, zuerst die größere Sorge für Ihre Gesundheit zu nehmen. Wollen Sie Sich nicht umkleiden? Ich werde mich so lange entfernen.“ Ich ging den Hügel hinab, ins Gebüsch, woher sie gekommen war.

Nach ein paar Minuten war ich wieder bei ihr. Die ganze Szene war verwandelt. Auf

dem Meere stand wieder der Regenbogen, und unter seiner glänzenden Pforte der Hoffnung tobten die wilden Wellen, und daher trieb ein Schiff mit zerrissenen Segeln, auf dem emporrollenden Tode. Statt eines Wortes zeigte sie mir das Schiff, die Augen voll Angst, den Busen voll mitfühlender Seufzer. Der wüthende Sturm trieb es unaufhaltsam auf eine Brandung zu, an welcher die Welle, in hochsprützenden Schaum aufgelöst, lautbrüllend sich brach. Es war ein zerstörendes Gefühl, wie das Schiff darauf los flog. Sie drängte mich ängstlich zurück, als wäre ich die Sandbank. Sie hob die Arme empor, die Finger fest in die Hand geschlagen, als hielte sie etwas mit angestrengter Kraft.

Da rief ich aus der Ode, die sie hergesagt hatte, die Worte:

„Das Schiff geht unter!
Und der Todtengesang heult dumpf noch fort
Auf dem großen, immer offnen Grabe der Sturm!“

Aber in dem Augenblick flog das Schiff der Brandung vorüber. „Gerettet!“ rief ich — „Gerettet!“ Sie sprang hoch empor, und schlug die Hände jauchzend zusammen. Da stieg der Mast wieder in die Höhe, das Se-

gel rundete sich, das Schiff flog ins offne, sichere Meer.

Hier wendete sie sich zu mir, und sah mich an. „Gerettet! auch ich! Welch ein Gott führte Sie daher?“ Hier war's, als sänne sie worüber nach. „Oder Sie waren schon da, denk ich?“

Mochte es werden, wie es wollte, ich mochte nicht mit einer Lüge diese Verbindung anfangen. „Ich saß über Ihnen in der Eiche.“ Sie sah hinauf, „So?“ sagte sie drolligt — „So muß ich Ihnen wohl danken, daß Sie mich behorcht haben?“

„Ich hörte einen Engel Klopstocks Triumph feyern!“

Der heutige Tag wird mich lehren, den Eichen nicht zu trauen, weder bei schönem Wetter, noch in der Nähe eines Gewitters. Und am Ende ists wohl nicht das erstemal, daß Sie meinen Horcher machten?“ Sie sah mich an.

„Nein,“ sagte ich aufrichtig — „Schon zehnmal habe ich Ihnen Gesellschaft geleistet.“

„O, mein Herr, war das artig? war das artig?“

„Wie konnte ich herabkommen, meine Liebe, ohne Sie heftig zu erschrecken?“

„Das wohl; aber Sie mußten nicht hinauf steigen. Das wird mir ein paar unruhige Nächte machen, mein sehr edler Herr Denn ich bin gewohnt, mit mir selbst zu reden, wenn ich allein bin; und ist man allein, so redet man Dinge, die kein fremdes Ohr hören darf. Das werde ich nun alles wieder hervor sinnen müssen; und hundertmal werde ich erröthen. Sagen Sie schnell, was habe ich geredet?“

„Ich hörte nur den Gesang eines Engels, aber die Worte verstand ich nicht.“

Sie sann wirklich nach, als wollte sie sich besinnen; aber mit einem so schönen Lächeln, als wüßte sie voraus, es war nichts übels.

Nun erzählte ich ihr, neben ihr auf der Rasenbank sitzend, unter der Eiche, wie alles gekommen war, von dem heutigen Gewitter — wie ich herabgestürzt war von dem Baum ohne Bewußtseyn — wie ich sie empor gehoben, in den Regen getragen, um sie zu sich selbst zu bringen.

Sie dankte mir, und dann sann sie nach. „Woran denken Sie?“ fragte ich.

„Dieses war mein Lieblingssitz,“ sagte sie — „Und nun — Sie begreifen doch wohl, daß ich mir einen andern suchen muß?“

„Das verhüte der Himmel, und sollte ich die Eiche und selbst Sie nimmer wiedersehen!“

„Recht, wie ein Mann! erst das arme Kind behorcht, dann getrotzt. Wir wollen gewisse Tage abmachen, wo die Eiche mir, und dann Ihnen zugehören soll.“

„Ich werde nicht Wort halten, das weiß ich.“ — Sie sah mich bei diesen Worten mit einer Art von Erstaunen an.

„Ist das Wahrheit,“ sagte sie — „reine nakte Wahrheit, so ist es gut. Soll's eine Schmeichelei seyn, so könnte ich wegbleiben. Mein Vater mag entscheiden. Begleiten Sie mich, wenn Sie können.“

Diese Freimüthigkeit entzückte mich. Es war eine fröhliche Unschuld in allem, was sie that und sagte.

Ich ging mit ihr. Sie zeigte mir ein Dörfchen hinter dem Gebüsch, ein größeres Haus, das ihrige. Das Gespräch war ruhig, als wären wir längst alte Bekannte.

Am Flusse fand sich ein Nachen festgebunden; sie löste ihn ab, sie sprang hinein, ergriff rasch das Ruder, und, als wäre sie auf dem Flusse erzogen, ruderte sie den Kahn ans andere Ufer. Wir kamen dann in einen Garten, wo überall, in unserer Gegend ganz ungewöhnlich, die schönsten Fruchtbäume standen,

frühe Pfirsichen — es war im Mai — fast reif waren, unter Glasfenstern; Blumen von den schönsten Formen überall die Beete zierten. Ich erstaunte. Sie führte mich unter einer Allee von dem schönsten Obst nach einer Weinlaube, an welcher der Wein hoch empor gezogen in wunderbaren Formen erst eine Säulenhalle, dann fast einen Tempel bildete, in dem ein Mann lesend saß.

Die Tochter lief auf den Vater zu, und sprang mit frohem, liebkosendem Jauchzen an seinen Hals, und rief: „Fast hättest du mich nicht wieder gesehen, lieber Vater!"

Dieses Du der Tochter zu dem Vater, was zu der Zeit noch gar nicht Sitte war, der ganze Anstand des Mannes, so einfach in Eine Farbe gekleidet, was eben so wenig Sitte war, machten mich aufmerksamer. Jetzt erst sah ich, daß das Mädchen ebenfalls außer der Mode, aber sehr bequem gekleidet war. Ich hatte es vorher nicht bemerkt, obgleich mir immer etwas Fremdes an dem Mädchen war.

„Das Gewitter! Ich fürchtete sogleich, Regine."

Nun erzählte das Mädchen ihre Begebenheit und meine, so ganz aufrichtig, daß sie mir auch nicht die allerkleinste Beschämung ersparte. Der Vater stand auf, und gab mir die

Hand, ohne ein Wort weiter zu sagen, als: „Willkommen!“ Das Mädchen hüpfte in das Haus, um sich umzukleiden. Sie nahm den Mantel ab, und war unter dem Mantel nur leicht gekleidet.

Der Vater ging mit mir unter den Obstbäumen umher, zu den Arbeitern, redete von der Gartenkultur, von der Natur und ihren Freuden, mit einer unbeschreiblichen Ruhe.

Ich fragte endlich nach seinem Namen. Er sah mich an. „Hab' ich denn nach Ihrem gefragt?“ sagte er finster — „Sie sind der Retter meiner Tochter: mir der schönste Name. Lassen Sie mich keinen andern haben, als den Namen Freund! Sie haben ihn verdient.“ Er schüttelte mir die Hand, und damit war unsere Freundschaft geschlossen.

Sieh, nun war mir die Pforte eines hellern Lebens aufgethan. Am Abend spät begleitete mich das Mädchen bis an den Fluß. Sie ruderte mich hinüber. Am andern Ufer stand ich mit ihr. „Regine,“ fragte ich — „Was sagte Ihr Vater zu den Besuchen der Eichenhöhe?“

„O,“ sagte sie, mich hell ansehend — „ich darf Den Freund nennen, den mein Vater so nannte!“ Sie hüpfte in den Kahn, rief mit jedem Ruderschlage: „Gute Nacht!“ und ich

ging frölich dem neuen Leben entgegen, das meiner Seele sich geöffnet hatte.

Ich besuchte den heiligen Baum alle Tage, und fand Reginen alle Tage, in immer wachsendem Vertrauen. Sie stieg mit mir auf die Eiche, sie saß mit mir in den verhüllenden Zweigen auf dem kleinen Sitze, der kaum für einen Menschen Raum hatte, eng an mich gedrückt. Ihre Hand ruhete in meiner, das seelenvolle Auge ruhte in meinem, ihre Seele floß in meine über. Wir liebten uns lange vorher, ehe das Wort Liebe von unsern Lippen floß.

Blume an Brandy.

Mein Oheim nannte mich den poetischen Schwärmer; es fiel nicht auf, wenn ich ganze Tage fehlte. Ich ging mit zu ihrem Vater, und — seine Gegenwart war unsrer Liebe nicht lästig.

Ich erfuhr ihres Vaters Namen nicht. Ich fragte wohl einmal darnach. Regine sah' mich lächelnd an. Dann sagte sie: „Ist die Freundschaft dem Freunde auch fremde Geheimnisse schuldig?“

„Fremde? Regine, Ihren Namen will ich wissen — Ihren!"

„Mein Name ist Regine, und wehe uns Beiden, wenn ich Ihnen je anders heißen könnte, als Regine. Jedes Glück, das Ihnen lächelnd entgegen tritt, muß Ihnen Regine heißen. Mein Vater — fragen Sie ihn selbst."

Ich fragte nicht. Die Leute im Dörfchen nannten ihn Herr Ludwig; aber das war sein Taufname. Ich fragte nicht.

Gleich im Anfange meiner Bekanntschaft mit Reginen kam mein Bruder Ferdinand von seiner Reise zurück. Ach, mein Auge entdeckte ihm schon mein jetziges Geheimniß, da er noch vor dem Oheim stand, und ihm Bericht abstattete.

„Dann ging er mit mir. „Du willst mir etwas sagen?"

„Ferdinand, deine Eiche! O wie glücklich bin ich! höre mich an!"

Er trat einen Schritt von mir zurück, und warf einen seltsamen Blick voll Unruhe auf mich. Doch in demselben Augenblick warf er sich an meine Brust, und rief, wie begeistert: „Erzähle mir! Was hat dich glücklich gemacht?"

Ich erzählte. Er drückte mich feurig in seine Arme, rief: „Glücklicher Mensch!" und ging.

Ich sah ihm bestürzt nach. Jetzt fiel mir ein, er hatte Reginen gesehen, er — — liebte sie. — Ich flog ihm nach. „Du kennst sie, Ferdinand?" rief ich.

„Gerade so viel, um sagen zu können, sie ist schön!"

„Du liebst sie Ferdinand?"

Er lächelte. „Ein Seemann darf so wenig lieben, als ein Malthefer Ritter. Meine Liebe liegt vor mir, wohin der flatternde Wimpel zeigt, nicht hinter mir. Nein, ich werde nichts, gar nichts hinter mir lassen, als einen Bruder, und sein Glück." Ich glaubte ihm. Er ging nicht wieder zu der Eiche, als nur den Vormittag, wo Regine nicht kam.

Nun kündigte unser Oheim uns die Abreise in die Stadt an. Ich flog mit einem schweren Herzen zu der Eiche, und kündigte unsere Trennung mit finstern Blicken Reginen an. Sie wollte lächeln; aber Thränen löschten das Lächeln von ihren Lippen. Da faßte ich ihre Hände, und sagte: „Und liebst du mich, Regine, so sind wir nicht getrennt."

Sie sah mich noch heftiger weinend an. Dann band sie eine Schnur Granaten von ih-

rem weißen Halse, und gab sie mir. „Ein Andenken an diese Stunde, Blume! O, wie lange soll Sie diese Schnur an Reginen erinnern? O, was gebe ich Ihnen, das mein Andenken fester hält in Ihrer Seele? Was mehr mein war, als diese Schnur? Eine Locke meines Haares?“ Sie zog eine Scheere hervor, und schnitt eine der schönen blonden Locken ab, die so oft an meinen Wangen ruhten. Sie wollte sie mir geben; ein Luftstoß riß einen Theil davon weg, da rief sie: „Verweht der Wind schon jetzt dieses Andenken? O Blume, könnte ich Ihnen meine Seele geben! Könnte ich diese Thränen auf eine Schnur reihen! Ich zittre vor jeder Trennung; denn meinen Vater machte eine Trennung unglücklich. Ich wollte, ich hätte einen Vogel abgerichtet, der Ihnen jede Minute den Namen Regine zurufen müßte. — Ach, dieser Name wäre ja auch nichts, als Luft! O hat denn ein fürchtendes Herz nichts, als diese vergänglichen Andenken? als Seufzer, Thränen, Namen, Worte, vergänglicher und falscher als Luft und Wasser, woraus sie gemacht sind?„

„Vertraue meinen Schwüren, Regine!“ Ich kniete nieder.

„Sind es nicht Worte? O, könnte ich dei-

nen Schwüren eine immer bleibende Gestalt geben! Und könnte ich es — was hülfe es mir? Was? O ich vertraue dir zu sehr, mein theurer Freund! Deine Stimme könnte mich aus dem Himmel hervorlocken! Deine Thränen sind mir Göttersprüche. Doch gieb mir eine Locke von Deinem Haupte!"

Hier fiel sie an meine Brust. „Denke an diese Umarmung!" sagte sie schmerzlich weinend. „Ich kannte nur die Freude der Liebe. Nun kenne ich ihren Schmerz. Ach, er ist größer, als ihre Freude! Das wollte ich meinem Vater nicht glauben. — Wann mußt du reisen?"

„Morgen!"

„Morgen schon? Und wann wird der Morgen leuchten, wo ich sagen kann: heute werde ich ihn wiedersehen!" Sie drückte die blassen Lippen auf meine. „So lebe wohl! lebe wohl! lebe tausendmal wohl! liebe mich! O ich möchte das tausendmal sagen, und immer würde ich noch nicht angefangen haben! Lebe wohl!"

Sie wollte gehen. Ich wollte sie begleiten. „Nein!" rief sie — „hier, wo wir uns kennen lernten, hier wollen wir scheiden."

„Nein, heute will ich deinen Vater sprechen. Er muß mein Schicksal entscheiden."

„O, sage das nicht, denn sonst zittre ich, daß es noch nicht entschieden wäre! Mein Vater liebt dich. Er ist aber verreist. Wer liebt, der bedarf keiner andern Entscheidung, als seiner Liebe. Und so lebe wohl und tausendmal wohl!“

Sie riß sich aus meinen Armen, sie ging den Hügel hinab. Ich sah ihr nach, bis die Gebüsche sie verbargen.

Den andern Tag reißten wir in die Hauptstadt. Wir wurden angestellt, nur Ferdinand nicht. Er erklärte bestimmt, daß er zu dieser Art von Geschäft sich nicht gemacht fühle. Mein Oheim hielt ihm lange Vorlesungen; aber er blieb dabei, er wollte nicht. Mein Oheim mußte sich fügen; das erstemal in seinem Leben.

Blume an Brandy.

Ich hatte tausend Dinge vergessen. Ich wollte an Reginen schreiben; doch wie sollte ich! denn mir fiel ein, daß ihr Vater nur eine kurze Zeit in dem Dörfchen bleiben würde. Wir hatten uns zuweilen kleine Billette ge-

schrieben, und sie in eine Höhlung der Eiche gesteckt, wo ich sie fand, wenn sie nicht kommen konnte. Wir hatten bei dieser Gelegenheit gefunden, daß dieses ein Mittel für die Zukunft werden konnte, uns einander Nachricht zu geben.

Blos hierauf mußte ich mich verlassen, wenn ihr Vater das Dörfchen verlassen sollte. Ich wußte denn doch, wo ich sie finden sollte.

Meiner Liebe stand nichts im Wege, als etwan ein anderer Plan meines Oheims. Reginens Vater nicht! denn er hatte hundertmal erklärt, daß er das Herz seiner Tochter nicht beschränken wollte. Er wünschte nur, daß seine Regine einen Mann finden möchte, der gar keine Verbindung mit der Welt hätte, um mit ihm zu leben.

Wir lebten Alle in einer schmerzlichen Unruhe. Mit Ferdinanden war eine Veränderung vorgegangen, die ich nicht begreifen konnte. Der froliche, muthige Jüngling war in eine tiefe Schwermuth gesunken, die er, wenn ich ihn fragte, Sehnsucht nach der Seeluft, Heimweh nach dem Orient nannte. Aber sein Herz schloß sich immer fester an meines. Mein Bruder Wilhelm war finster, mißtrauisch, kalt. Er behandelte mich besonders mit immer bitteren Satyren, verspottete meine schä-

ferliche Empfindsamkeit mit einem so offnen Hohne, als hätte ich ihn tief beleidigt.

Einen Mittag, als der Bediente entfernt war, hob mein Oheim an: „Lieber Neffe Gustav, kennst Du einen gewissen Brakenbusch?"

„Nein," sagte ich sehr ruhig — „ich kenne Niemanden, der so heißt."

„Mein Gott, du mußt ihn kennen!" Hier sah ich auf dem Gesichte meines Bruders Wilhelm ein höhnisches Lächeln und tiefen Unmuth.

„Nein, lieber Oheim!"

„Mein Gott, ein sehr edler Mann mit einer Frau und zwei schönen Töchtern."

Ich gab kaum Acht, so zog mich der Unmuth auf dem Gesicht meines Bruder an. „Nein," sagte ich lachend — „warum sollte ichs nicht sagen?"

„Das ist seltsam! so kennt er Dich, freilich, wie er selbst sagt, nur seit kurzem, und wenig. Besinne Dich! Eine brave Familie, Mann und Frau und zwei Töchter, zwei schöne Töchter!"

„Nein, nein!" gab ich lachend zur Antwort. Mein Oheim brach das Gespräch ab.

Den Tag darauf: „Du hast recht gehabt, meint der Rath Brakenbusch selbst; aber

dieser Mann kennt dich, und vielleicht besser, als du denkst. Was es ist, errath ich kaum. Er liebt die Musik leidenschaftlich, und dein Talent in dieser schönen Kunst — der Mann ist reich, und — seltsam — denn kurz — er hat mir eine Verbindung zwischen dir und seiner ältesten Tochter angetragen. Freilich auf eine seltsame Art, so seltsam — aber die Verbindung ist vortheilhaft, das Mädchen ein Engel, ihr Vermögen sicher, der Vater ein ehrlicher Mann, etwas seltsam, wie das aus dieser Art des Antrags hervorgeht, die Familie hat hier eine allgemeine Achtung, obwohl sie sehr eingezogen und etwas launenhaft lebt. Der Mann ist ein Sonderling; aber kein übler Sonderling. Genug, wenn Du willst —"

Ich war todtenbleich geworden. „Lieber Oheim, der Antrag ist so seltsam, daß ich auf der Stelle ein festes Nein antworten kann."

„Ich dachte, da Du selbst den Sonderling ein wenig machst, so müßte Dir ein solcher Fall wie gerufen kommen."

„Ich denke," sagte Ferdinand — „die meisten Heyrathen werden so gemacht, zwischen Vater und Vater; — und Tochter und Sohn sagen dann, der Form wegen, ja! Und Gustav ist ein Sonderling, sagten Sie."

„Ja! ja, mein Sohn!" so sagte ich — „Ich weiß wohl, daß dieses das Mittel wäre, Dich sogleich in einen ganz gewöhnlichen Menschen umzuschaffen, wenn ich es Dir gesagt hätte. Doch wir haben ja nichts mit einander. — Du hast Dein Nein nicht überlegt, Gustav?"

„In der That, liebster Oheim, ich kann nie etwas anders als Nein dazu sagen."

„Das bedaure ich. Du liebst eine freie Unabhängigkeit, und in dem Schoße dieser liebenswürdigen Familie hättest Du sie gefunden. Ich muß Dir noch einmal wiederholen." Er rechnete mir alle Vortheile dieser Verbindung her. Ich konnte nichts dagegen sagen, aber desto fester blieb ich bei meinem Nein. Ich sah auf Wilhelms Gesicht eine seltsame Art von Unruhe, aber nicht das höhnische Lächeln, und den Unmuth von gestern.

„Wenn ich dir nun sage, daß diese Verbindung beschlossen ist. Du bist nicht mein Sklav; aber du wirst gestehen, daß ein Nein kein Grund ist, sondern Eigensinn. Was wirst Du dann sagen?"

„Nein!" sagte ich fest — „Nichts, als nein! Mich dünkt, ein Nein in diesem Falle ist der siegendste Grund?"

Er zog die Augenbraunen tief herab; aber schwieg, und stand vom Tische auf.

Nach Tische kam Ferdinand zu mir, fiel mir um den Hals, und rief: „Du wirst sehen, welche Tyrannen diese kalten Menschen sind, die nur die Schläge des Herzens zählen, um sagen zu können: so oft schlägt ein Herz in einer Menschenbrust; aber den Schmerz kennen sie nicht und achten ihn nicht, in dem das Herz schlägt. Aber, ich beschwöre Dich, Bruder, laß Dich mit ihm nicht auf Erörterungen ein, oder Du bist verloren! Dieses Nein, dieses kalte eintönige Nein ohne irgend einen Grund ist wie ein Felsen, an dem das wilde Meer sich bricht. Sie halten uns für rasend, weil sie nicht wissen was ein einfacher Wille ist. Andere Gründe hast Du nicht als die Locke von des Mädchens theurem Haupt, die Schnur von ihrem Halse, die Thränen in ihren Augen, und den Schwur Deiner Treue."

„Himmel! Du weißt?" — das hatte ich ihm nicht gesagt.

„Ich saß in den höchsten Zweigen der Eiche. Verzeihe Bruder! Ich wollte auch der Geliebten meines Bruders Lebe wohl sagen. Ich bin Reginens Zeuge deiner Schwüre. Ich bitte dich, laß dich nicht auf Erörterungen ein! Jede Erörterung ist schon ein Bruch deiner

Schwüre. Du willst nicht! Du willst ja nicht! Was kannst du mehr sagen? Was darfst du mehr sagen?" Er ging mit nassen Augen.

Dann kam mein Bruder Wilhelm. „Kennst du die Familie wirklich nicht, lieber Gustav?" sagte er freundlicher, als je — „Das wäre?"

„Nein, bei Gott! ich kenne sie nicht."

„Ich kenne sie" sagte er ängstlich — „zwar nur ein wenig, nur den Vater; die Uebrigen vom Hörensagen. Der Vater lebt hier seit zwanzig Jahren, ohne außerhalb des Thores gewesen zu seyn, ein Hypochondrist, der dich haben möchte, damit Du ihm auf dem Claviere seine alten Lieder den Tag zehn Stunden vortrommelst, seine einzige Unterhaltung; ein Haustyran, bei dem es so still ist, als in einem Karthäuser-Kloster. Aber die Verbindung ist gewiß, ist fest beschlossen, fest, sage ich Dir! fest! Das Mädchen soll leidlich hübsch seyn. Dein Oheim hat seinen Plan gemacht, und er ist seiner Sache so gewiß, daß Dir nichts anders übrig ist, als — als die Flucht, und zwar eine schnelle Flucht. Du kannst auf mich rechnen. Nur, — du kennst unsern Oheim, — laß dich nicht mit ihm auf Unterhandlungen ein! Er hat dem Rath Braken-

durch sein Wort gegeben, und er setzt sein eigenes Glück daran, es zu halten."

Hier trat mein Oheim ins Zimmer. Er stand vor mir, die Hände auf den Rücken gelegt, in einer siegreichen Stellung. Auf einen Wink verließ mein Bruder das Zimmer. „Nur einen Grund will ich haben, junger Mensch! nur einen kleinen Grund! Sag nur: Ich habe das Mädchen noch nicht gesehen —"

„Ich will sie nicht sehen; denn, lieber Oheim, ich will durchaus von dieser Verbindung nichts wissen!"

„Und ich will sie denn durchaus! Da steht also mein Ja — gegen dein Nein! Wessen Wille der mächtigste ist, das mögen die Gesetze entscheiden. Die Gesetze, sage ich! Du lächelst? (Ich lächelte nicht.) Der Fürst sogar ist von dieser Verbindung unterrichtet. Du hast mich mit deinem starren Eigensinn in die Alternative gebracht: entweder Morgen ist diese Verbindung geschlossen, oder der morgende Abend sieht dich nicht mehr in meinem Hause."

Diese Drohung erbitterte mich. „Es ist keine Altenative mehr; denn ich bin entschlossen, noch heute zu gehen."

„Nun," sagte er kalt — „hätte ich noch eine Bitte an den Sohn meines Bruders; die

Bitte, daß er auch die Stadt verlasse, wenn er mein Haus verläßt.“

Ich verbeugte mich stumm.

„Ich bitte Dich, gieb mir nur einen Grund an.“

„Ich will nicht, ich kann nicht, um ein ehrlicher Mann zu bleiben.“

„Bursche!“ rief er mit leuchtenden Augen — „so wäre es wahr, was ich nicht glauben wollte, daß eine Verbindung hinter dem Rücken deines Vormundes; — denn mehr bin ich Dir von jetzt an nicht — mit einem Menschen, der seinen Namen verbergen muß, geschlossen ist. Wie? kennst Du mich so wenig, und meinen Einfluß so wenig, daß Du nicht zitterst, daß ich, wenn ich auch Deiner schonte, mir von dieser herumstreifenden Familie Genugthuung verschaffen würde?“

Ich zitterte; denn sein Blick war mir fürchterlich. Er sprühete Flammen, und dabei war seine Stellung so kalt, so unbeweglich, als wäre er in dem freundlichsten Gespräche begriffen. Ich athmete kaum. Ich sah ihn mit erloschenen Augen an.

„Du wirst Dich besinnen,“ sagte er wieder sanfter — „Ich gebe Dir drei Tage Bedenkzeit.“

Wer hatte ihm meine Liebe verrathen? „Gott! Ferdinand,“ rief ich — „hast Du ihm etwas gesagt von meiner Liebe?“

„Ich? ich? sieh in dieses Auge, Gustav! Und du sollst auch einmal in dieses Herz sehen!“ — Ich erzählte ihm alles.

„Eine schnelle Flucht,“ rief ich — „ehe er die unschuldige Familie verderben kann. Hätte ich nur mein Vermögen in den Händen: ich würfe mich Reginens Vater zu Füßen. Es ist genug, um die genügsamen Wünsche unserer Herzen zu erfüllen.“

„So komm an dieses Herz, Bruder; denn ich kann Dir helfen! Meine Abreise war nahe. Ich habe mein Vermögen unter der Hand aufgenommen, in Wechseln auf Hamburg, hier! hier!“ Er zog eine Brieftasche aus seinem Busen hervor; er theilte mit mir, der edle Junge, sein ganzes Vermögen. „Was nun? nun laß uns gehen!“

Am Abend verließen wir das Haus unsers Oheims, und nahmen den Weg nach Hamburg, der uns nahe an dem Dörfchen Reginens wegführte. Wir hielten uns eng umarmt, und weinten beide.

Blume an Brandy.

Wir nahmen einen Wagen bis an das Dörfchen, wo Regine wohnte. Nahe am Dorfe ließ mein Bruder halten. Er bat mich, um weniger Verdacht zu erregen, zu Fuß in das Dorf zu gehen. Er trug meinen Mantelsack, ich mein übriges Gepäck. Auf einmal warf er seinen Mantelsack auf den Boden, und flog an meine Brust. „Nun, sieh in mein Herz, Bruder, und dann laß uns scheiden, weil wir es hier müssen. O Bruder, Bruder, mein glücklicher Bruder, höre! ich hatte schon lange das Mädchen, das Du liebst, gesehen, ehe Du sie sahest. Ich liebte sie, ich liebe sie noch, mit einer wunderbaren Leidenschaft. Sie allein hätte mich halten können an diesem väterlichen Boden. O Gustav, Gustav! wenn mein Oheim mir die Freuden einer ruhigen Häuslichkeit mahlte; wenn ich mich dann in dieses Mädchens Armen dachte, ihre, meine Kinder um uns her, so — laß mich daran nicht denken! Ach! Tausendmal wollte ich herabspringen von der Eiche, und ihr zu Füßen fallen! Mich hielt Dein Engel, und mein Schicksal. O! wird es mir vergelten? kann es? Du sahest sie, Du entdecktest mir Deine Liebe. O verzeihe! verzeihe mir, Geliebter!

Ich habe Dich einen Augenblick lang gehaßt, um Dich desto inniger mein ganzes Leben lang zu lieben. Ich habe sie nur einmal wiedergesehen, um Euch zu segnen, wie ihr Abschied nahmt. Sey nun glücklich! und liebe sie!"

Hier legte er das überfließende Auge an meine Brust. „Der Vater liebt Dich. Glaube mir: er wünscht nichts sehnlicher, als daß Du zu ihm fliehst. Ich weiß, Du wirst glücklich seyn. Du kennst ihn nicht so, als ich."

„Aber Du? Aber Du? Wie? O Du großmüthige Seele! aber so sage doch! Du kennst ihn?"

„Während Du mit Reginen unter der Eiche saßest, war ich oft bei ihm. Ich kannte ihn früher, als seine Tochter. Auf meinen Streifereien lernte ich den edlen Menschen kennen. Er liebte auch mich, Bruder. In einer schönen Stunde, da sich unsre Herzen in schöner Menschlichkeit gegen einander ergossen, da reichte er mir die Hand, und rief: „Sey Du mein Sohn! O, o Gustav! Sieh in mein Herz! Ich durfte nur wollen, deine Bekanntschaft mit ihr war eben erst angegangen. Es riß mich zu seinen Füßen. Da sagte ich ihm mit Thränen meinen Namen, und daß Du, mein Bruder, seine Tochter liebtest."

„Bei Gott!“ rief er — „meiner Tochter Herz ist noch frei! edler Mensch, edler Bruder, sey Du mein Sohn! kennst du meine Tochter? Kennst du sie?“

„Da — o verzeihe mir! Da schwankte ich einen Augenblick. Aber ich sagte: nein! und ließ mein Herz zerreissen. Aber, hob ich nach einer langen Pause wieder an: mein Bruder liebt Ihre Tochter. Er ist so edel, so gut, wie ich. Er sey Ihr Sohn! Dann bin ichs auch! Da versprach er mirs: er soll mein Sohn seyn, und alles was mein ist, sey sein. Nur muß er sich entschließen, bei mir zu leben bis an mein Grab. Er bat mich aber, Dir nichts zu sagen. Ihre Herzen mögen sich selbst finden, sagte er — Ich riß mich los in dieser blutigen Stunde, aus seinen Armen los, und floh nach Hause. Und nun laß uns scheiden!“

Ich sank zu seinen Füßen. So, Beide knieend, hielten wir uns umarmt, und schwiegen nun wieder. Da entblößte er die Brust, und zeigte mir auf seinem Herzen den Namen Gustav unauslöschlich in die Haut geäzt. Ich küßte seine Brust! O ich hätte ihm in diesem Augenblicke alle meine Hoffnungen abgetreten, selbst Reginens Herz.“

„Nein!“ rief ich „— Du mußt mit zu

Reginen! sie muß an deinem Herzen weinen. Bei Gott, Du mußt!"

„Soll aus unsrer Liebe ein Schauspiel werden? Wie alles bei unserm Oheim? Wir müssen scheiden! jetzt!"

„Wohin gehst Du, Ferdinand?"

„In mein Haus, mein Bruder! glaube mir: so gut wie Du, in mein Haus, in meine Heimath, wo die Erde mein Heerd, die Sonne mein Feuer auf meinem Hausaltare ist, die Nazionen meine Brüder, Asien mein Garten, das Weltmeer mein Bach ist, an dem meine Blumen treiben. Ich sehe Dich wieder, theures Wesen; und Deinen ältesten Sohn nenne — — wie mich, und Deine Tochter Regine, und lehre sie sich lieben, wie wir uns liebten!"

„Wie Du mich liebst!"

„So lebe wohl! O, daß erst die Taue um mich schwirrten, die Seegel über mir schwankten, das Meer unter mir brauste, auch stürmend; denn in der Mitte der Welt schlägt doch ein großes Herz voll unendlicher Liebe, von der unsre nur ein schwacher Strahl ist! Ist das Leben nicht Liebe? — o nichts als Liebe! mit tausend Namen benannt; und doch nur Liebe! und so fall ich an dein Herz, an

Reginens, an aller Menschen Herz, an das ewige Herz Gottes! Lebe wohl!"

Da stürzte er von mir weg, ich hörte betrübt die Töne seines Laufs, das Schlagen der Wagenthüre, das Rollen des Wagens. Es war mir, als ließe er mich in dicker Finsterniß zurück.

O mein Bruder, mein Bruder! ich habe Dich nicht wieder gesehen!

Blume an Brandy.

Ich übergab meine Sachen einem Bauer, und ging jetzt mit dem tödtlichen Schmerze beladen, von dem geliebten Jüngling getrennt zu seyn, in das Dörfchen, am Teiche hinab, dem Hause zu, wo Reginens Vater wohnte. Ich öffnete die Thür, ich ging ins Zimmer. Da saß ein alter Mann, der im Garten mit arbeitete.

„Wo ist Herr Ludwig?"

„Schon seit einem ganzen Monate fort von hier, über Meer!"

„Wohin?"

„Ja, wer das wüßte! wer überall wüßte das Woher und Wohin dieses Herren! Keinen

Namen, — denn Ludwig heißt sein Name nun gewiß nicht. — Keinen Menschen bekanntes, als Sie, Herr Blume, und noch ein junger Herr, der aber auch hier war, als wäre er auf flüchtigem Fuß, und auch ohne Namen.“

„Meistens grün gekleidet?“

„Ganz recht!“

„Gott, er war es, es war mein Bruder!“

„So? und das wußten Sie nicht? Aber lieb hatte der Herr den jungen Menschen, überaus lieb. Ich hörte einmal —“

„Ums Himmels Willen, Alter! giebts denn kein Mittel, zu erfahren, wohin sie sind?“

„Ja, ja, Mittel! Einen Morgen kam der Herr zu mir, und sagte: Du erhältst den Garten und das Feld in dem Zustande, wie es jetzt ist. Was heraus kommt, ist Dein, und du erwartest meine Zurückkunft. Das war's, was ich erfuhr. Ich reise, sagte er, als er in den Wagen stieg, weit hin, über's Meer. Ob wir je zurückkommen, Regine? fragte er seine Tochter.“

„O gewiß, gewiß,“ rief die mit Thränen: „denn hier möchte ich leben und sterben.“

„Er sagte nichts. Sie reisten ab. Nun, wohin nun? über's Meer. Er war ein guter, ein freundlicher Herr! aber nicht glücklich, den-

ke ich. Sehen Sie, das steht hier alles noch, wie es stand: Klavier, Bücher, Papiere!“

Ich stützte den Kopf auf. Ich war außer mir.

„Mamsel Reginchen war gutes Muths. Sie trug mir ihre Kanarienvögel auf, ihre Gold- und Silberfasanen, ihre Schwäne und Pfauen und Perlhühner, und da ich sagte mit Kopfschütteln: über's Meer, Reginchen? da lächelte sie und sagte: „ich hoffe den Wein hier noch abzunehmen. Das wären noch zwei Monate; denn im September kommen die Glasfenster drüber, so haben wir ihn immer im Anfange des Octobers abgenommen.“

Ein Strahl von Freude drang in meine Seele. „In zwei Monaten?“

„Hm! daß Sie das nicht wissen, wundert mich doch, lieber Herr Blume! Denn — frei heraus — Mamsell Reginchen war ja Ihre Braut, denk ich?“

„Meine Abreise kam so schnell!“ antwortete ich, um etwas zu antworten.

„Und des Herrn Abreise auch, so daß kaum Mamsell — ach, alle Teufel! ich sollte ein Billet oben nach der Eiche tragen, und in die Höhlung des Baums legen. Sie sagte zwar nicht für wen; aber das kann ich denken.“

Ich nahm Hut und Stock, um hinauf zu laufen.

„Ich habe es vergessen; aber wenns für Sie ist, so — hier ists!“

Er gab mir ein Zettelchen von Reginen.

„Wir reisen, mein theurer, theuerster Freund, so schnell, daß ich die Eiche nicht besuchen kann. Mein Vater lächelte, da ich ihn fragte: wohin?“

„Das letzte Geschäft meines Lebens verrichten, und dann im stillen Frieden mit meiner glücklichen Regine hier oder in einer noch schönern Einöde mein Leben enden.“

„Hier, wo ich glücklich war, mein Vater!“

„Er lächelte wieder. O mein Freund, ich hoffe recht viel, recht viel! Mein Herz pocht so froh; denn wenn mein Vater so lächelt, so darf mein Herz fröhlich schlagen. Regine.“

„Nachschrift. Wir gehen nach Bremen, dort meines Vaters Ruhe zu finden. Wir kehren bald wieder. R.“ —

„Das Zettelchen enthält gute Nachrichten, wie ich sehe?“ fing der Alte an.

„Recht gute. Ueber das Meer sind sie nicht, und sie werden bald hier seyn, vielleicht früher, als der Wein reift.“

„Und so lange bleiben Sie wohl hier?“

fragte der Alte, und hatte auf einmal alle meine Zweifel gelöst.

„Ich bleibe hier," rief ich.

Sogleich nahm ich von Reginens Zimmer Besitz. Aber ich hütete mich wohl, etwas von ihren Sachen anzurühren. Ihr Stickrahmen blieb stehen mit einem aufgespannten Feuerschirm, auf dem sie eine Eiche, die unsrige, angefangen hatte. Eine Schürze von ihr blieb über dem Sofa hängen, der Strohhut über dem Spiegel. O wie theuer waren mir die Zeichen ihrer Gegenwart! Ach, um wie viel hätte ich den Blumen auf ihrem Hute das Leben schenken mögen! In ihrem Schreibtische fand ich noch ganz kleine Zettelchen, nur mit einem: gute Nacht, Du Treuer! auf einem andern mit einem: ich grüße Dich und die Sonne, und den schönen Morgen! beschrieben. Ach, wie kostbar waren mir diese zarten Beweise ihrer Liebe!

Ich übernahm das Amt sogleich, für ihr Federvieh zu sorgen. Es war, als kennte der Schwan meine Stimme noch; denn er ruderte sogleich herzu, da ich an den Teich trat. Ich richtete mich ein in diesem Reiche der Liebe. Es war mir am Abend, als hörte ich ihren Athem um mich wehen. Morgens — denn ich hatte mir mein Bett in ihr Schlafzimmer

setzen lassen — wenn ich erwachte, grüßte ich ihr leeres schneeweißes Lager, mit ihrem Namen. Ich berührte mit grüßenden Händen ihre Schürze, die in Staub zerfallenden Blumen auf dem Hute, ihre Stickerei, die Nadel mit der Seide, die sich noch darin befand.

Dann begoß ich ihre Blumen, fütterte ihre Thiere, die sie so liebten. Dann übernahm ich des Vaters Arbeiten im Garten, aß dann, wo sie gegessen hatten, in einer Laube von zwei Platanen beschattet, und dann ging ich auf unsere Höhe, saß da unter unserer Eiche, und flüsterte den ziehenden Wolken ihren und meines geliebten Bruders Namen zu.

O Brandy, nie in meinem Leben habe ich einsamer gelebt, als diese Monate, und fast möchte ich sagen, ich war nie glücklicher, als diese stille Zeit eines phantastischen Genusses. Denn wahrlich, Niemand im Dorfe wußte einmahl, daß ich hier lebte. Niemand, als der Alte wußte meinen Namen. Nur die Kinder kannten mich. Sie kamen alle Sonntage in den Garten, und empfingen, was sie sonst von Reginen empfangen hatten, jeder etwas Gebackenes, das der Bote aus dem nächsten Marktdorfe mitgebracht hatte.

So nahe ich dem Gute meines Oheims auch wohnte, so wußte ich gewiß, man ahnete

meine Gegenwart hier nicht. Der Fluß dazwischen hemmte alle Verbindung. Die Männer aus dem Dörfchen waren alle auf der Elbe mit der Schifffahrt beschäftigt; die Weiber mit der Weberei. Die Sonnen und die Sterne gingen über meine süßen Spielereien weg, und jede neue Sonne fragte ich, jeden Stern am Himmel fragte ich: „O wann kommst du zurück, geliebte Regine? Wann kommst du zurück?“

Blume an Brandy.

Da kam, wie der Wein reifte, ein Zettel an den Alten mit den Paar Worten: „Halte alles bereit! setze alles in guten Stand! ich komme bald. Ludwig.“ Nun stieg meine Hoffnung mit goldnen Flügeln empor, und alle Quellen meines Lebens sprangen frisch und hoch. Meine Phantasie auf den schönen Schwingen der nahen Hoffnung bekleidete das Leben mit ihren Sonnen, mit ihren Freuden. Ich mahlte die schönste Zukunft. Regine war mein, war mein Weib. Meine Seele eilte der Künftigkeit vor. Es war mir, als wäre Regine nur auf einige Tage verreist gewe-

sen, als käme jetzt mein Weib in meine Arme zurück.

Der letzte Wein reifte im geheitzten Glashause. Noch immer kam sie nicht. Der Winter kam; sie nicht. Am Gestade rollte das Meer über ein Eisufer furchtbar hin, die Natur war todt; noch kam sie nicht.

Da öffnete sich eines Morgens die Thür des Zimmers. Ich saß da, stumm und traurig. Da trat die schöne, freundliche Gestalt, Regine trat ins Zimmer; und ich, mit dem Geschrei der unaussprechlichsten Freude stürzte zu ihren Füßen.

„Endlich, Regine,“ rief ich — „endlich kommst Du! Endlich habe ich Dich wieder! Endlich bist Du mein, und ich bin glücklich.“

Ich hatte ihre Knie umarmt; ich hielt sie fest an meine Brust. Aber sträubend riß sie sich aus meinen Armen, und flog voll Schrecken von mir zurück. Da sah ich sie; eine Todtenblässe hatte sich über das schöne Gesicht ergossen; die Augen waren voll des wildesten Schreckens; die blassen Lippen, die sich bestrebten, etwas zu sagen, bebten nur; das starre Auge war auf mich geheftet, und die Bewegung ihrer Arme und Hände stießen mich abwehrend zurück.

„Regine!“ rief ich — „kennst Du mich nicht? Ich bins ja, der zu Deinen Füßen liegt! Ich!“

Endlich rief sie mit entsetzlicher Stimme: „Flieh, unglückseligster aller Menschen! flieh!“ und nun, mit einer Bewegung, die mich mit eiskaltem Schrecken erfüllte, stürzte sie schwankend, als bebte der Boden unter ihren Füßen, mit empor gehobenen, abwehrenden Händen, als bräche der Himmel über ihr ein, aus dem Zimmer hinaus.

Das Entsetzen fesselte meinen Fuß. Die Furcht, was ich hören sollte, erstarrte mich.

Da trat ihr Vater ins Zimmer. Eben wollte ich hinaus. Er stellte sich mir entgegen. „Bleib!“ rief er — „bleib! Fasse Dich!“ Er hatte seine Arme erhoben, um sie mir entgegen zu stellen; aber der Schrecken lähmte ihn auch, da er mich sah. Seine Arme sanken an ihm nieder.

„Herr des Lebens!“ rief er — „wäre es möglich? Wie kamst Du hieher?“

„Ich floh hieher,“ rief ich wilder — „um — doch, wo ist meine Regine? Was bedeutet Ihr Schrecken? Was kündigt mir Ihr blasses Gesicht an? O Vater, Vater! Du hast sie mir gegeben. Ich liebe sie unendlich. Wo ist sie?“

Er hielt mich. „Willst Du sie tödten? Bleib! bleib! — Aber welch ein schreckliches Licht erleuchtet diese Nacht des Unglücks? Wärst Du unschuldig? Wärst Du es, o — der Barbar! Wie kamst Du hieher? Ich beschwöre Dich: antworte!“

„Ich floh eine verhaßte Verbindung, zu der mein Oheim mich zwingen wollte. Gott! Sie foltern mich! Was ist es — ?“

„Mit wem? mit wem?“

„Mit des Rath Brackenbusch Tochter.“

„Du flohst sie? Gott! Gott! mein armes Kind! Du wüßtest nicht, daß ich der Rath Brackenbusch war? — Nein, so ist's nicht! Nein, so ein ärger Betrüger ist er nicht. Du schriebst ja diesen Brief.“ Er zog aus einer Menge Briefe den Brief hervor, den ich meinem Oheim zurückgelassen hatte, worin ich ihm schrieb, um Reginen zu sichern, ich wollte nach Amerika gehen. „Schriebst du den Brief?“

„Ich schrieb ihn. Aber reißen Sie mich aus einer entsetzlichen Angst! Was ist vorgefallen? Reden Sie!“

„Regine“ sagte er zitternd — „ist die Frau deines Bruders. Höre mich an! O — —“

Das Gewicht dieser Worte zerschmetterte mein Herz. Ich taumelte auf einen Stuhl. „O

höllische, mehr als höllische Verrätherei!" rief ich, wieder aufspringend — „O, von nun an nenne die schönen Worte des Lebens: Liebe, Freundschaft, Braut, Bruder, nur ein Mörder! nur ein Verzweifelnder nenne sie, und gebrauche sie als Fluch! Mein Bruder! Mein Bruder! O Himmel! so sind ja von nun an die Thränen, das demüthige Knieen, die Umarmung, die Schwüre der Treue, sind die Waffen des Betrugs, das Geräth des Mords; denn mein Bruder, denn sein höllischer Betrug hat sie auf ewig entweiht! Denn hier, hier lag er knieend in meinen Armen, an meinem Herzen, die Augen voll Thränen; in dem Augenblicke, da ich meinen Namen auf sein Herz küßte, stieß er den verborgenen Dolch durch mein Herz. O Ferdinand! Ich wollte sie Dir ja geben, aber nein! das war nicht Triumph genug für deine Betrügerei! Du nahmst mir die Braut! Du mußtest mir auch den Bruder nehmen! Wohlan denn! so laß die Verbrechen nun toben! Was? bist Du Vater? ehrwürdiger Greis, zeigst Du Deine grauen Locken? Vergebens! Der Sohn ergreife Dein weißes Haar, und reiße Dich nieder in den Staub, und drücke hochlachend den Dolch in Dein Herz! Frisch! nun Verbrechen, wirf Deine Masken ab, und zeige Dich so

schrecklich Du bist! Denn Ferdinand, mein Bruder, mein Bruder —"

„Nicht Ferdinand," rief Reginens Vater — „Dein anderer Bruder, Wilhelm."

Hier erstarrte ich wieder. „Der? — so begreife ich nicht. Regine, die Frau Wilhelms? Welch ein schreckliches Dunkel! Aber sey er unschuldig oder nicht. Und Himmel! Himmel und Hölle! Ich zittre auch hier vor einer Betrügerei. Aber sey er unschuldig! Regine ist mein! mein! Sie wird mir folgen." Ich wollte hinaus

„Willst Du sie tödten? frage ich noch einmahl — Ich bitte Dich! fasse Dich. Es ist noch nicht alle Hoffnung verloren!"

Hier stürzte ich in seine Arme. „O! nicht alle verloren? Ist es so? ist es? Welche Hoffnung? so reden Sie! welche?"

„Erst muß ich wissen; erzähle mir!" Ich erzählte ihm in wilder Hast. „Aber," rief ich — „während ich erzähle, verzweifelt Regine. Ich will sie trösten." Ich wollte hinaus.

„Sie ist bei ihrer Mutter. Erzähle mir, lieber Sohn, erzähle mir! Wir müssen schnelle Entschlüsse fassen."

Ich erzählte ihm nun ausführlich, was Du weißt.

„Ha!“ rief er aufspringend — „heuchlerischer Betrüger!“ Hier stürzte ich hinaus; aber er kam mir nach. „Regine ist fort,“ sagte er — „mit ihrer Mutter. Laß uns das Gewebe der Betrügerei erst lösen! Lies diese Briefe von Reginen! Du wirst sehen, wie unschuldig sie ist! wie Dein Bruder mit einer schrecklichen List sie in seine Netze zog!“

Hier sind die Abschriften dieser Briefe.

Regine an ihren Vater.

O mein Vater! mein Gebet diesen Morgen waren diese Zeilen:

„Zeit, Verkündigerin der besten Freuden!
Auf den Flügeln der Ruh, in Morgenlüften,
Hell vom Thaue des Tages, der höher lächelt,
Mit dem ewigen Frühling,
Kamst Du den Himmel herab.“

Und ich hatte hier so viel zu beten für die theure Frau, für meine Mutter, welche die Liebe aufs neue mit meinem geliebten Vater vereinigt hat, für meine theure Schwester, die mir die Liebe des Vaters zurückgegeben; für den Vater selbst, — den — o mein Vater,

jeder Schlag meines Herzens ist ein Gebet für Dich!

Ob er unsern Namen Brackenbusch kennt oder nicht, ist das nicht eins? O wenn ich nun hervortrete aus der Laube, mit meiner Mutter, mit meiner Schwester; ich verschleiert, — so, mein Vater, ich fürchte, ich fürchte, mein zitternder Gang, meine wallende Brust, meine ausgebreiteten Arme werden mich ihm früher verrathen, als meine Stimme — — aber wenn ich nun den Schleier aufschlage, und rufe: „Es ist Regine, Geliebter!" und er — ach, mein Vater! ich darf dieser entzückenden Szene nicht länger nachhängen. Wenn ich nun in seinen Armen liege, in Gustavs Armen, wenn ihn meiner Mutter segnende Lippe Sohn begrüßt hat; meine Schwester ihn Bruder nennt! Entzückende Namen, die mir mein Glück in anderen, und ach, wie schönen Gestalten geben! Ich nenne ihn Gustav! Geliebter! Wenn ich dann mich seinem edlen Bruder nahe, der mich heimlich liebte, wie Du sagst, diesem edlen Menschen, den Du so innig liebst; wenn ich ihm das theure Unterpfand des Glücks seines Bruders mit dem schönen Namen: mein Bruder gebe! Wenn alle diese Segnungen, alle diese theuren Namen, wie der Thau des Himmels, in meinen

Busen fallen: — o Vater, wird deine Tochter nicht zu glücklich seyn? — Du hast Recht, mein Vater! die Namen Nichte, Schwester, Tochter, Braut, sind die Zauberformeln des weiblichen Glücks, Namen, die nichts als Liebe bedeuten, nichts als Glück.

Da kommt die Sonne herauf. Wie hätte ich heute später, als sie, erwachen können? heute! da eine schönere Sonne über mein Leben aufgeht.

O mein Vater, wie weh thut es mir, wenn er nun fragt: wo ist Dein Vater? und ich muß ihm sagen: „Fern von hier, in den dringendsten Geschäften!“ O mein Vater, wie gern stürzte ich vor Dir nieder, und hörte den theuersten aller Namen und nennte den theuersten aller: Tochter! Vater!

Ich habe die Laube gesehen, aus der ich hervortreten soll. Geisblatt und die schöne Tapeten-Rose machen sie zu einer schönen Dämmerung. Meine Mutter wird meine erröthenden Wangen nicht sehen. Aber ich will ihr sagen, wie unendlich ich ihn liebe! Lebe wohl, mein theurer Vater! Heute wird die schönste Hoffnung di Sekunden des langen Tages zählen. Lebe wohl. Ich bin glücklich.

Regine an ihren Vater.

Was war das, mein Vater? Ich las einmal von einem jungen Könige, dem mitten auf dem Triumphzuge seiner Siege, gerade unter der Ehrenpforte seines Ruhms, ein feindlicher Genius die Krone abnimmt, und den Königsmantel, ihn in Bettler-Kleidung hüllt, und ihn dem Hohne des Volks Preis giebt. Ich fühlte das regste Mitleiden mit ihm; ich dachte nicht, daß das einmal mein eigenes Schicksal seyn könnte.

Gegen Mittag zogen wir hinaus in das Gartenhaus. Ich stieg sogleich in eines der oberen Zimmer, von wo ich die freie Aussicht auf das Gartenhaus hatte, was der Direktor Blume beziehen soll. Es ist nur hundert Schritt von unserem entfernt.

Ich sah Möbeln ins Haus tragen. Vater, ich sah den Direktor aussteigen, ich sah einen jungen Mann neben ihm. Er hatte Gustavs Gestalt, obgleich ich sein Gesicht nicht sehen konnte. Wie flog mein Herz!

Nach Tische, o wie langsam schlichen die Minuten! kündigte mir meine Mutter an: „Es ist Zeit!" Ich hing meinen Schleier über, unbekümmert, ob er es schon wußte, wer ich war oder nicht; denn der Direktor hät-

te gegen meine Mutter die Sache, wie sie sagte, geflissentlich im Dunkeln gelassen.

O aus dieser Unterredung meiner Mutter mit seinem Oheim hätte ich voraussehen können, daß nicht alles so war, wie es seyn sollte. Der Mann hatte so seltsam räthselhaft gesprochen, daß sogar meine Mutter zweifelhaft geworden war.

Da kam der Direktor mit seinem Neffen die Allee her. Ich trat mit nassen Augen aus der Laube. Ach, vor Thränen der Freude sah ich nicht, welch eine fremde Gestalt sich mir näherte. Ich meinte, er sey es. Ich schlug den Schleier auf, ich breitete meine Arme aus, ich flog auf ihn zu, und blieb schaudernd vor einer fremden Gestalt stehen.

„Ich bin der Bruder," sagte eine fremde Stimme — „der Bruder des Glücklichen, der hier erwartet wird."

„Wo ist er denn?" sagte ich endlich, von ihm wegschauend die Allee hinab.

„Er wird heute nicht kommen; ein seltsamer Zufall, den keine Weisheit voraussehen konnte —"

„Aber die Liebe doch verhindern sollte," hätte ich fast gesagt. „Heute also kommt er nicht?"

„Heute nicht, theures Mädchen, die ich Schwester nennen soll."

Der Name erinnerte mich zu schön an meine theuren Hoffnungen. „O," rief ich — „so habe ich doch den theuren Bruder, den edlen, großmüthigen Bruder, meines Gustavs. Ich grüße Sie von meinem theuren Vater, Ihrem Freunde, Ihrem alten Freunde; und die neue Freundin grüßt mit dem theuren Namen Bruder den neuen Freund."

Ich umfing ihn, mein Vater. Ich hatte in diesem schönen Momente vergessen, was ich von seiner Liebe wußte. Der edle Mensch! Er war verlegen über meine Umarmung. Der Oheim redete mit meiner Mutter, und der edle Bruder bot mir den Arm. Wir gingen in die Allee hinab. Der gute Mensch war in großer Bewegung.

„Aber welch ein Zufall?" fragte ich angelegentlich.

„Der seltsamste von der Welt. Mein Bruder ist gestern abgereist."

„Abgereist?" fragte ich erschreckend. „Wohin denn? weshalb denn?"

„Beruhigen Sie sich, meine Theure!" sagte er verlegen. „Es muß etwas Wichtiges seyn, was ihn gestern, gestern, einen Tag

vor dieser schönen Stunde, uns und Ihnen, entführen konnte.“

„Mein Gott! und Sie wissen es nicht?“

„Wird Sie das beruhigen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie es morgen erfahren sollen?“

„O warum nicht jetzt? Sie denken nicht daran, wie viel schreckliche Augenblicke für die Ungewißheit zwischen heut und morgen liegen!“

„Die ich mit meinem Leben abkürzen würde, wenn ich könnte. Aber ruhig müssen Sie seyn! Sie trauen doch seiner Liebe? Ich bitte Sie, sich zu beruhigen. Wie gesagt, es muß etwas Wichtiges seyn. Wir sind das schon mehr gewohnt von ihm.“

„Was? gewohnt, daß er nicht da war, wenn alles ihm gebot, da zu seyn?“

Er lächelte. „Wie Ihre Liebe — die Dornen an der Rose nur faßt! Ich hoffe, er wird diese schöne Unruhe verdienen.“

Vater, das beunruhigte mich gar sehr. Ich ging mit ihm, er bat mich, ihm zu erzählen, wie alles gekommen war. Denn ich sehe überall noch Räthsel, deren Lösung mir vielleicht das Räthsel seiner Abwesenheit heute lösen könnte.

„O Gott! Ferdinand,“ sagte ich. „Sie

waren sein Vertrauter. Sie waren der Vertraute meines Vaters, und fragen?“

„Eben um so weniger begreife ich, liebste Regine. Eben um deshalb bitte ich Sie, mir recht ausführlich Nachricht von allem, sogar von mir selbst zu geben. Es führt vielleicht zu einer Entdeckung, wobei Ihre und meine Unruhe verschwindet. Mein Oheim weiß nur, daß er eine Reise, die durchaus nicht zu umgehen war, gemacht hat. Mein Oheim ist strenge; das wird Ihnen ein Wink seyn, meine Theure, gegen ihn zu schweigen.“

Ich erzählte ihm alles, von dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an: alles, was Du mir von ihm selbst erzählt hast. „In der That,“ sagte er, da ich fertig war — „Ich sehe keine Auflösung dieses Räthsels, als die Zeit, und mein Vertrauen zu ihm, das gewiß nicht größer seyn wird, als das Ihrige.“

Ich verließ ihn trostlos. O mein Vater, wie anders sehe ich jetzt die Sonne untergehen, als ich sie diesen Morgen aufgehen sah! Leben Sie wohl. Meine Mutter weiß nichts. Der Direktor hat meiner Mutter gesagt, er sey ein Schwärmer, an dem er dergleichen wohl gewohnt sey. So etwas sagte der Bruder, der Bruder, der ihn liebt, auch von

ihm. O mein Vater, wie mich das ängstigt! Ein Schwärmer? mich dünkt, das Wort heißt etwas ganz anders.

Regine an ihren Vater.

Aus dem Gartenhause bei S** u.

Das schreckliche Räthsel ist gelöst.

O Gedanke!
Wie die Ewigkeit ernst,
Furchtbar, wie das Gericht, laß ab! die verstummende Seele
Faßt Dich, Gedanke, nicht mehr!

Ich ging diesen Morgen früh hinab in den Garten. Der Bruder erschien; da er mich sah, wollte er zurück. Ich winkte; und da noch schien er sich zu besinnen, ob er kommen sollte. Er sah mir voll Angst in das bleiche Gesicht. „Guter Gott!“ sagte er: „hat eine Nacht Sie so erblassen können! Liebste Regine! Sie müssen sich beruhigen! Ich weiß nichts.“

„Nichts? O dann — die Gewißheit kann allein mich beruhigen, theurer Bruder meines Gustavs! Wäre er todt, nun dann: ich trauerte auf seinem Grabe, und hoffte auf den

Tod. Von allen Uebeln ist die Ungewißheit das schlimmste."

„O wüßte ich das? O! o!"

„Guter Gott! Sie wissen also? Sie wissen? O reden Sie, reden Sie!"

„Ja, Regine, ich muß reden; aber der Oheim meines unglücklichen Bruders darf das schreckliche Geheimniß nicht erfahren. Unglücklicher Jüngling, wohin riß Dich diese einzige Schwäche Deines edlen Charakters!"

Ich mußte mich setzen, denn ich schwankte bei diesem Unglück-weissagenden Anfange. Er setzte sich neben mich. Er hob mit zärtlicher Stimme an: Gástav liebte Sie; o gewiß, er liebte Sie, Regine! daran zweifele Ihre Seele nie! Er war nur unglücklich, schuldig nicht."

„Schuldig! O Gott, so eilen Sie, ich sterbe sonst, ehe ich weiß, warum."

„Mein Bruder war ein Schwärmer, ein wilder Schwärmer. Alles wurde eine Flamme für seine Phantasie, und er ergriff alles mit einer Heftigkeit, vor der ich oft zitterte. Was vorgefallen ist, ehe er Sie kennen lernte, weiß ich nicht genau; aber Ihr Anblick, Regine, brachte ihn außer sich. Ob er damals hoffen konnte, ein Hinderniß zu entfernen, das sich seiner Verbindung mit Ihnen entgegen setzen

konnte, glaube ich; denn wie hätte er sonst Ihnen zu Füßen sinken, und eine Treue schwören können, die in dem Augenblicke, da er sie that, schon entweiht war. Er war überzeugt, er war frei von jeder Verbindung, die sein rasches Herz in einer unbedachten Minute der Leidenschaft geschlossen haben mochte. Nein, ein Bösewicht war er nicht. Seine Hoffnungen waren nur eben so groß als seine Liebe zu Reginen."

„Als wir das Gut, wo er Sie kennen lernte, verlassen hatten, da war er glücklich! ein seliges Wesen! Wie konnte er anders! Ich kannte seine Liebe, ich kannte sein Glück; denn, Regine, ich kannte Sie! Sie!"

Hier faßte ich zitternd seine Hand. „Weiter! weiter! Häufen Sie den Schmerz nicht doppelt auf mein Herz durch ein Geständniß!" Ach, Vater, in seinen Augen blitzte die Liebe, die er Dir gestand.

Er schlug den Blick nieder; dann fuhr er langsam fort.

„Auf einmal wurde er unruhig, verschlossen, in sich gekehrt. Wenn ich ihn an mein Herz nahm, und ihn bat, mir seinen Schmerz zu nennen, so sagte er: „ich bin der allerunglücklichste der Sterblichen!" und dann schwieg er mit starren Augen, die er verzweiflungsvoll

auf den Boden heftete. Da wendete sich Ihr Vater, der den unglücklichen Jüngling so auf einmal beglücken wollte, an unsern Oheim. Mein Oheim, der wußte, daß ich alle die Geheimnisse meines Bruders theilte, und der die Liebe nicht kannte, die mein Bruder gegen Sie fühlte, der überall nicht wußte, wie nahe Sie uns gewesen waren auf unserm Gute, wendete sich an mich, meinen Bruder über diese Verbindung auszuhohlen."

„Gott, Regine, mit welcher Freude, und zu gleicher Zeit, mit — denn ich kannte Sie, Regine —"

„O, ich bitte Sie, lieber Ferdinand," fiel ich ein.

„Ich that meinem Bruder den Vorschlag meines Oheims. Ich hatte kaum angefangen, da stieß mich seine Hand schon zurück."

„Du weißt nicht, Gustav," sagte ich: „diese Brackenbusch ist Reginens Vater. Es ist Regine, die Du haben sollst."

„Hier erblaßte er, er sah mich mit wilden Blicken an, ohne zu antworten. „Was giebst Du Deinem Oheim zur Antwort?" Er sah mich noch immer finster, immer finsterer an: „Nichts, als daß ich der Unglücklichste aller Menschen bin." Regine, ich bitte Sie."

O mein Vater, diese Worte waren Donnerschläge, die alle mein Herz in seinen Lebensquellen trafen. „Ich bitte Sie," sagte ich stockend: „fahren Sie fort! Und hätte ich auch dem Elende nichts als ein halbes Leben entgegen zu setzen, fahren Sie fort."

„Du verstehst mich nicht, Bruder; von Reginen ist die Rede!"

„Ich verstehe Dich wohl," sagte er finster — „ich verstehe die Worte meines Schicksals wohl, das den schönsten Seegen für mich in Fluch verwandelt; und doch kann ich — ich! — ich! keine andere Antwort geben, als diese! Begreifst Du das nicht? Rufe Du dem, den die Erde in ihr tiefstes Grab verschlungen hat, zu: stehe auf! Er kann nicht! Ich kann nicht!"

Nein, Vater, ich konnte es nicht glauben! Es war unmöglich! Ich sprang auf. Ich riß mich von dem Manne weg, der das von seinem Bruder sagte. „Nein," rief ich: „das ist ein Blendwerk! Ich träume! das ist sein Bruder nicht!"

„O Regine," sagte er schmeichelnd: „fänden Sie es doch möglich, um seine Schuld geringer zu finden! Ich fand ihn ja unschuldig, Regine! Sein Schmerz, ach sein unaussprechlicher Schmerz hob ihn wieder empor.

Ein paar räthselhafte Worte machten mir sein früheres Geschick deutlich. Eine wilde Leidenschaft, ehe er Sie kannte, Eine schuldvolle, heiß bereuete Minute eines empörten Herzens, hatten ihn in eine Verbindung gebracht, die er abgebrochen glaubte. Sie war nicht abgebrochen. Der unglückliche Jüngling hielt für Recht, die Schwäche einer Geliebten mit seiner Hand, mit dem Glück seines Lebens, mit dem höchsten Opfer, mit der Entsagung Reginens zu bezahlen."

„Mein Oheim drang in die Verbindung mit Ihnen. Muthig ergriff der wackere Jüngling das Unglück; er entfloh mit seiner Gefährtin, der er alles aufopferte, was ihm theuer war, nur sein Versprechen nicht. Diesen Zettel ließ er zurück. Ich fand ihn. Hier ist er! lesen Sie, und verzeihen Sie ihm."

Da streckte sich meine zitternde Hand nach diesem Zettel aus. Er hatte es geschrieben. O ich kenne ja alle Züge seiner Hand! Dieses ist es, mein Vater.

Gustav an seinen Oheim.

„Ich verlasse Ihr Haus, mein theurer Oheim; ich verlasse Europa, um einer Verbindung zu entgehen, die eine frühere Verbindung — sie sey nun recht oder unrecht — unmöglich gemacht hat. Zürnen Sie nicht, mein Vater! Mein theurer Gefährte der Flucht hat mich nicht beredet. Ich trage alle Schuld! Ich allein! Ich mußte so handeln! Wenn die Stimme der Pflicht gebietet, so muß das Glück mir nichts gelten. Ich gehe meinem Schicksal entgegen, froh, entschieden zu haben. Leben Sie wohl!“

Gustav.

Fortsetzung.

Das las ich. „Wer war sein Begleiter?“ fragte ich mit leiser Stimme, die der Schmerz fast erstickte, obgleich ich es schon wußte.

„Wahrscheinlich das Mädchen, oder die Frau, der er das große Opfer brachte. Wenigstens sagt der Postillion, es sey ein verhülltes Frauenzimmer mit in den Wagen gestiegen. Und nun, Regine, entscheiden Sie über die Schuld dieses geliebten, dieses unglücklichen Bruders!“

„Nein, rief ich: über seine Schuld entscheide sein eigenes Herz. Ach, mußte ich denn das Opfer seiner Großmuth werden?"

„Sie mußten es, Regine," sagte er edel und meine Hand fassend, „weil der Schmerz bei Ihnen eine Flamme ist, welche das reine Gold ihrer geistigen Natur von den irdischen Theilen läutert; weil die Thräne in ihren Augen nur der reine Thautropfen des Himmels ist, der in dem Busen der unschuldigen Lilie, den süßen Duft vermehrt, und die Farbe der Blume glänzender macht; weil Sie die Schuld von dem Schuldigen absondern können; weil Sie den Schmerz nicht zu einer Schuld der ewigen Liebe machen werden; weil das Unglück Ihre Kraft, Ihre Würde, Ihr Herz, Ihre Liebe höher zum Himmel, höher zu Gott heben wird. Für Gustavs Gefährtin war der Schmerz nur ein Sturm, der sie zu Boden beugte, nur der furchtbare Keim zum dunkeln Hasse gegen alles Gute. Ihr Herz brach er, Regine; aber dort brach er eine Seele. O das wußte er, das wußte er. „Die Tugenden dieses Weibes konnten nur im Sonnenschein des Glücks gedeihen!" das sagte er mir mit zitternder Stimme, und legte die bebende Hand auf sein Herz. „Ich weiß," sagte er, „wie viel ich wage. Regine wird mich has-

sen und mir dann verzeihen, aber jene müßte ich verderben. Regine, so ist's! so! jetzt, edles Mädchen, entscheide über die Schuld meines geliebten Bruders und Deines Freundes!“

„Ich kann jetzt nicht entscheiden in diesem Sturme des Schmerzens, aber seine Schuld entscheide sein Herz!“

„Sie sollen jetzt entscheiden, Regine! jetzt! Ich lasse Sie nicht eher; es war das Vermächtniß meines Bruders an Sie.“

„O mein Vater, wie dank' ich es Dir, daß Du mich lehrtest, mitten in dem Schmerze die Stimme des Himmels hören! Wie dank' ich Dir, daß Du meinem Herzen die gewaltigen Waffen, die edelsten Gedanken des edelsten Dichters gabst, sie tief in meine Seele drücktest! Wie der edle Mensch so in mich drang — o, und hatte er nicht Recht? jemehr ich dem allen nachdenke, desto geringer scheint mir seine Schuld — wie er so in mich drang, da zog, wie eine himmlische Gestalt, des Dichters stolzer Gedanke durch meine Seele. Weinend sagte ich mit leiser Stimme, und warf einen Thränenblick in die Wolken:

„Nicht Unedles, kein Stolz (ihm ist mein Herz
zu groß!)
Nicht betäubtes Gefühl; aber was ist denn,
Das mich heitert? O Tugend,
Sanfte Tugend, belohnst Du mich? —

Das sagte ich, mich abwendend, aber durch das Meer meines Schmerzes floß ein heller Tropfen der Erquickung, der Ruhe, des edlern Stolzes, der das Geschick veredelt. O mein Vater, wie danke ich Dir für diesen Tropfen der Ruhe!

„Regine, edles Mädchen," rief sein Bruder, meine beiden Hände an seine Brust drückend: „Du hast entschieden über seine Schuld, und über Dein eigenes schönes, großes Herz. O meine Schwester, und welche heilige Namen die Natur noch hat, ich gebe sie Dir alle! und so werde Dein Schmerz eine sanfte Rührung, dann eine schöne Hoffnung; denn an diesem Auge dürfen nur die schönern Thränen des Mitleidens und der Freude hängen."

Aber, mein Vater, wie ist jetzt alles ganz anders? Ich klage den Himmel an. Ach, ich fürchte, ich fürchte, zu meinen Tugenden gehört eben sowohl der Sonnenschein des Glücks, und mein Herz bedurfte eben so großer Opfer, als die Glückliche, mit der er floh.

Meiner Mutter verberge ich meine Thränen; aber Dir verberge ich nichts, mein Vater, nicht einmal meine Schuld.

Antwort.

Mein geliebtes Kind!

„Nur wenige verstehn, was dem für Ehren bleiben,
Der traurt, und dennoch überwand!"

Verstehst Du es nun, meine weinende Regine? Verstehst Du es nun, was der Dichter sagte? So erinnere Dich noch dieser Zeilen:

„O, weine nicht! Es ist in diesem höhern Leben,
Für sanfte Menschlichkeit viel Lohn!
Viel großer Lohn! und Kronen beut das Schicksal
Dem Haupte, das nicht sinkt!"

Richte Dich stolz empor, wie die Blume nach dem Gewitter, mein Kind! Sein edler Bruder hat Recht! Du mußtest seine Schuld entscheiden, um über Dich selbst entscheiden zu können. Aber auf seinem Herzen ruht die Schuld, so lange bis er die Gefährtin seines

irrenden Lebens ganz glücklich gemacht hat. Früher noch werden in Reginens Auge die schönern Thränen des Mitleids, der Verzeihung und — auch der Freude hängen.

„Ja, dieser edle Bruder liebte Dich, Regine, mit einer stolzen Leidenschaft. Ach, das Vaterherz kann der Trauernden seine schönere Hoffnung nicht verbergen, die wie eine prophetische Stimme mein Herz mit Freude erfüllt. Mein Herz erkannte die edlere Natur des Jünglings. Hättest Du ihn früher gesehen, Regine, Du — — o verzeih der liebenden Hoffnung des Vaters, der mit der Menschlichkeit hadert, daß der Schmerz auszittern muß; der wünschen könnte, es wäre möglich, seine Tochter ergriffe mit starker Hand die strahlende Krone des Siegs, und machte ihr Herz, wozu der Himmel es bestimmte, zum Lohne der Tugend! Verzeih mir, mein Kind, daß ich es dennoch sagte; — könnte ich kommen — die dringendsten Geschäfte fesseln mich hier — so hätte ich geschwiegen. An meinem Herzen wäre Dein Herz erwärmt, und unsichtbar wären meine Wünsche in Deine Seele gedrungen! Regine! Dieser Bruder ist ein sehr edler Mensch, und seine Liebe zu Dir war stumm, und unendlich wie die Welt!

Regine, erinnere Dich, wie ich mit Dir

bei Lützen wegfuhr, wo der Grabstein des Retters der deutschen Freiheit steht, der hier in der Schlacht fiel, und nahe dabei das Schlachtfeld von Roßbach. Da fragtest Du mich: „was ist Dir, Vater?“ Ich lächelte und schwieg. Aber, mein Kind, aus dem Staube beider Schlachtfelder stiegen die Todten vor mir auf, die hier fielen, jammerten und starben, und das Echo ihrer sterbenden Seufzer hallte nach am Mittländischen Meere, an der Nordsee, an der Ostsee, in gebrochenen Herzen der Mütter, der Väter, der Bräute, der Kinder. Europa war ein großes Sterbehaus, und beide Schlachtfelder ein weites langes Grab. Da zerrann mein Herz in ein zagendes Vergehen, weil ich keinen Sterbenden sah, sondern den Tod, keinen Seufzenden, sondern das Zetergeschrei des menschlichen Geschlechts. O, Regine, Regine, Deine Trauergeschichte stand hier in hunderttausend Gestalten dicht neben einander.

Regine, es giebt einen Jammer, den das Mitleiden nicht erreicht, für den das Herz zu eng ist. Für deinen Schmerz habe ich Thränen, Trost und Hoffnungen. Das bedenke, mein Kind, und weine sanft, und sage: es giebt trostlosere Thränen als meine! und so,

lebe wohl. Ich kann nicht kommen, so gern ich käme. Dein treuer Vater. —

Nein, ich kann noch nicht aufhören; meine Regine ist zu etwas besserm gebohren, als einen langen Schmerz an ihre Brust zu drücken. Thränen sind keine Thaten, mein Kind, der Schmerz keine Tugend. Regine soll leben; aber Du sollst das Leben nicht tragen, wie eine Leiche den Leichenstein, unter dem die stille Brust langsam aus einander geht. Es ist nicht genug, Regine, wenn deine Phantasie mit dem Schmerze spielt; Du sollst den Schmerz tragen, wie der Baum die Blüthe, aus der die nährende Frucht hervor keimt, wie ein Fürst seine schwere Krone mit ernster Majestät, wie der Weise das Leben, mit dem ruhigen Blick auf die Ewigkeit. Ich weiß, was ein Entschluß vermag, und ich weiß, daß Deine Seele eines Entschlusses fähig ist. Ich hoffe, wenn ich komme, ich werde andere Thränen in Reginens Auge sehen, als die einer weichen, zerschmelzenden Klage. Und nun lebe wohl! lebe tausendmal wohl!

Regine an ihren Vater.

Was habe ich gethan, mein Vater? Jetzt ists mir, als sollte ich mit allen meinen Gebeten, mit allen meinen Thränen, knieend, den Himmel anrufen, mir zu Hülfe zu eilen; zu vernichten, was ich gethan habe! O mein Vater!

Ich bin die Braut seines Bruders! so, so verstand ich Deinen Brief, das schien er mir zu enthalten! Welch ein himmlischer, mächtiger Geist tritt nun zwischen mich und ihn, zwischen mein Versprechen und mich!

Ich bin seine Braut, mein Vater, die Braut eines Mannes, den ich nicht liebe, vor dessen Anblick mein Innerstes erzittert; der mir von dem Augenblick an, da ich das unglückliche Wort: Ich bin die Ihrige! aussprach, fremd wurde, feindlich fremd; Vater, den ich hasse. Es ist heraus, den ich hasse! hasse, Vater!

Er verführte mich mit seinem Mitleiden mit seinem Bruder, mit seiner Vertheidigung desselben. O Vater, ein falscher Stolz verleitete mich! dein Brief! O mein Vater, in meinem Schmerze griff ich nach allem, was mich trösten konnte, und meine unglückliche Hand faßte den Dolch der Verzweiflung.

Ich war tief untergesunken in dem Meere

der Betrübniß. Alles, ach alles half meinem Unglück! meine Mutter stand vor mir. Sie sagte mit dem süßen Ernste: „Regine, die Wasserlilie hebt sich empor aus dem dunkeln Meere, um zu blühen, um zu reifen, um Frucht zu tragen.“

„Ich kann nicht jauchzen, meine theure Mutter!“

„Das sollst Du nicht, Regine,“ sagte sie — „Du sollst nicht jauchzend wie eine Lerche in die Höhe steigen; denn sie fällt schweigend in ihre dunkle Furche zurück, aus der sie aufstieg; nein, still und groß erhebe Dich gen Himmel, wie die befeuchtenden Dünste aufsteigen, die segnend und beseligend im Gewitterregen wieder niederfallen. Ist der Schmerz denn etwas anders als eine Vorstellung? Fasse die Freude, und sie ist dein.“

„Ich bin ein Mädchen, meine Mutter.“

„Sage mir, Regine, giebt es denn männliche Tugenden und weibliche? In dem festen Entschlusse ist des Mädchens Herz so stark, wie das Herz des Mannes. Konnte doch Arria die Hand lächelnd dem Tode geben, wie viel leichter muß es seyn, die Hand der Hoffnung reichen!“

So sagte sie, mein Vater; ich las Deinen Brief noch einmal, und wieder, und tausend-

mal. Mein Gustav war auf ewig verloren! mein Herz war todt! Die Quellen meiner Liebe waren vertrocknet. Ich konnte nur einem Mann meine Hand geben; mein Herz nicht; meine Liebe nicht. Sein edler Bruder liebte mich. Er wagte es, davon anzuheben. Ich sagte ihm im falschen Stolze daß ich seine Liebe kennte. Ich verschwieg ihm nicht, daß er von meinem Herzen nichts hoffen konnte. Ich gab ihm Deinen Brief zu lesen Er las ihn, er gab ihn mir ruhig zurück. „Jetzt," sagte er — „habe ich Reginen nichts mehr zu sagen. Sie wird die Wünsche eines edlen Vaters erfüllen, wenn auch nicht meine. Wenn aber diese Hand, und diese Seele einem Mann zugehören kann; so bin ich dieser Mann. Das zum mindesten darf ich Ihnen und mir nicht verhehlen Und nun darf ich getrost schweigen."

Das schien mir so edel, mein Vater, und jetzt — kommt es mir vor, als läge kein Sinn in den Worten, als allein der stolze Ton, mit dem er die Worte sprach.

O mein Vater, tausend innere Stimmen hielten mich zurück. Aber er schwieg, obgleich er mich mehrere Stunden des Tages sah. Er betrachtete mich nur mit stummer Erwartung, ließ ein paar Worte fliegen, daß er meinen

Entschluß ahnen könnte. Nein, Vater, es war nicht recht, nicht edel, nicht zart, was er that. Das sehe ich aber jetzt, da es zu spät ist. Er machte den Stolz des hoffnungslosesten Schmerzes zu einem Netze, mich zu fangen.

Da zeigte ich meiner Mutter Deinen Brief. „O," sagte sie, lächelnd mit dem schönen Liebreitz, den Sie kennen, „Wenn Dein Vater zurückkommt, der ach, jetzt mehr in Reginen lebt als in — mir — Regine ginge ihm an der Hand dieses edlen Menschen entgegen: welch eine schöne, welch eine kindliche Antwort auf seinen Brief! O mein Kind," setzte sie mit Thränen hinzu — „wir lassen die seligsten Augenblicke nur vorüber gehen, weil wir nicht den Muth haben, sie zu ergreifen."

So war alles gegen mich verschworen! gegen mein Herz! O warum mußte ich sie alle hören, die mich beredeten!

„Du verlierst den rechten Weg, mein Kind," sagte meine Mutter — „Der Schmerz ist heilig; aber er kann sogar ein Verbrechen werden. So verliert die Sonnenrose die Kraft, sich nach der Sonne zu drehen, wenn in ihr zu viel Regentropfen hängen."

Das sagte sie, und in dem Augenblicke trat

der edle Mann zu mir ins Zimmer. Er fand mich in Thränen. „Ach," rief er, und fiel vor mir nieder — „wann wird Ihres edlen Vaters Wort in Erfüllung gehen? Wann werden in diesen schönen Augen bessere Thränen hängen, als Thränen des Schmerzes?"

Da wendete ich mein Auge auf ihn, und sah ihn an. „Wenn ich nun fühlte," sagte ich ihm — „daß meines Vaters Wort ewig unerfüllt bleiben muß."

„So würde ich trauren, nicht um mein verlornes Glück, nein! sondern um den unglücklichen Vater, und um einen Schmerz, der fähig war, eine Seele zu zernichten, an der so viele Hoffnungen hängen."

Vater, da fiel alles auf mein Herz, Deine Wünsche, die stille Liebe des edlen Menschen, die Liebe zu seinem Bruder, meiner Mutter Hoffnungen, meine Verzweiflung. Ich reichte ihm die Hand.

„Soll die Liebe sie fassen?" rief er entzückt.

„Die Treue, die Tugend, die Freundschaft," sagte ich — „giebt sie Ihnen! und die Hoffnung glücklich zu seyn, bestättigt diesen Handschlag."

Da drückte er seinen Mund auf meine Hand. Dann sprang er auf, und in des Entzückens Begeisterung faßte er mich in seine Arme,

drückte mich an seine Brust, meinen Mund an seine Lippen. O Vater, Vater! ich frage Dich mit einer gränzenlosen Betrübniß: Würde das Gustav gethan haben? Mußte er nicht meinen Schmerz mehr ehren? und wollte er das nicht: mußte er das Mädchen nicht mehr ehren; die Braut?

Da fiel ein tödtlicher Schrecken über meine Seele. Ich fuhr bleich zurück vor seinen Liebkosungen. Da erst sah ich, in welchen Abgrund ich gestürzt war. Er holte meine Mutter, meine Schwester; er kündigte Ihnen an, daß ich seine Verlobte wäre. Ich stand entseelt vor Angst dabei. Es war, als wollte er eine übel erworbene Beute sichern. Er drang mit heißem Ungestüm in mich, ihm, was ich gesagt hatte, in Gegenwart meiner Mutter zu wiederholen.

Nach zehn Minuten wußte es das ganze Haus, sein Haus, sein Oheim. Er zwang mich, die Glückwünsche anzunehmen. Er schloß mich in Aller Gegenwart an seine Brust. O Vater, ich frage Dich, hätte Gustav so gehandelt?

O wer, wer rettet mich Arme! wer? welcher himmlische Geist? oder mein Vater? mein Vater?

Regine an ihren Vater.

Mein Vater, ich irre in Menschen-öden Wüsten umher, wo kein Ton einer menschlichen Stimme zu meinem Ohr dringt! Ich sehe Menschen um mich, die mich zu lieben vorgeben; aber es ist wie in einem schrecklichen Traume, wo aus einem lächelnden Engelsgesichte schnell ein grinsender Todtenkopf wird! O, ich wollte ja gern anders sagen, wenn es anders wäre! Aber — mein Verlobter — ja, das ist er! — dringt auf unsere Verbindung mit der Begeisterung einer heißen, verlangenden Liebe, wie er sagt. Muß er so sagen? Wenn ich ihm traurend ins Gesicht sehe, so macht er mir einen zärtlichen Vorwurf, daß ich sein Verlangen nicht theile. Weiß er denn nicht, daß ich es nicht theilen kann? — Wenn es Liebe ist, wie meine Mutter sagt, so — liebte mich sein Bruder anders.

O mein Vater, ich fühle wohl, daß ich ihm jetzt die Erfüllung aller seiner Wünsche schuldig bin. Ich überlasse mich ja auch seinen Umarmungen, seinen Liebkosungen. Ich lächle ja. Aber ich bitte Dich, mein Vater, schiebe meine Verbindung auf, bis zu Deiner Zurückkunft. Er hat meine Mutter gebeten, sich für seine Wünsche bei Dir zu verwenden.

Sein Oheim, ein kalter Mann, dringt auch in mich. Was kann ich zuletzt anders sagen als ja, mein Vater, wenn sie alle mit Bitten mich bestürmen? O, sage Du nein! nein, mein Vater! Laß doch meine Seele erst zu sich selbst kommen!

Antwort.

Meine theure Regine, meine Wünsche hast Du erfüllt, und eine lichte Aurora steigt über Deinem Horizont empor. Was Du schwarzes siehst, ist nichts mehr als die fliehende Gewitterwolke, die über Deinem Herzen hing. Sey ruhig, mein Kind! Sey ruhig! Ich kenne Deinen edlen Verlobten, Regine! Es ist Liebe, die Liebe eines kräftigen jungen Herzens, das sich's bewußt ist, welche Seligkeit auf Dich wartet!

Kennte ich den Jüngling nicht, so würde mich dein Brief unruhig gemacht haben. Aber, ich weiß auch das, mein Kind, daß der Schmerz alles falsch sieht, daß er den Trost der Freundschaft für Hohn halten kann, und die Liebe für Eigennutz. Du hast dem edlen Mann Unrecht gethan.

Deine Mutter beschreibt mir das alles anders. Ich habe ihr geantwortet, daß ich noch nicht kommen kann, daß man aber, wenn der Direktor darauf dringt, Eure Verbindung feiern soll, sobald er will. Es sind nun drei Monate, Regine, und es ist Deine Pflicht, jeden Argwohn einer Kälte, eines Widerwillens aus Deines Verlobten Seele zu nehmen; nicht aber sie zu befestigen. Dringt er also auf die Vollziehung seiner Verbindung mit Dir, so — bewilligte sie lächelnd. Man muß den Muth haben, zu thun, was man entschlossen ist, zu thun. Zögern heißt etwas nicht wollen, und das, Regine — daß muß Dein Mann nicht glauben, er sey, wer er sey.

Ich bitte Dich, fasse Dich, und wenn ich Dich sehe, so werden, das verspreche ich Dir, andere Thränen in Deinen Augen stehen, als die Thränen des Leidens.

Regine an ihren Vater.

Unsere Verbindung ist vollzogen, mein Vater! Ich bin seine Frau. Ich bin ruhig oder gefaßt vielmehr. Es giebt viel Grade des

Glücks, und durfte ich fodern, daß der höchste, ach! wohl der höchste! für mich bestimmt seyn sollte? Ich hoffe, der Mann, dessen Eigenthum ich geworden bin, wird mit mir zufrieden seyn. Vater, es ist recht schmerzhaft, Thränen nicht weinen dürfen, die so heiß aus tausend Quellen fließen

Mein Mann heißt Wilhelm im Hause, nicht Ferdinand, obwohl der Name Ferdinand auch zu seinem Taufnamen gehört. Ich muß ihn Wilhelm nennen. O Vater, wenn man so viel verloren hat, so thut der kleinste Verlust weh. Ferdinand nannte ihn sein Bruder immer, ich weiß nicht, warum. Du nanntest ihn auch so. Es schmerzt mich, daß ich auch diesen Namen verloren habe. Ich nenne ihn darum immer, lieber Mann! Ich habe das Herz nicht gehabt, ihn zu fragen, warum ihn sein Bruder Ferdinand hieß?

Regine an ihren Vater.

Was ist das, mein Vater? Mein Mann hat noch einen dritten Bruder, der Ferdinand heißt! Der ist mit seinem unglücklichen Bruder nach Amerika entflohn. Welch ein schreck-

liches Geheimniß liegt unter dieser Verschweigung verborgen? Ich lese Gustavs Brief an seinen Oheim wieder, und ich erblasse. Der Gefährte seiner Flucht, nicht die Gefährtin steht da. Das könnte ja auch Ferdinand seyn.

Mein Mann beobachtet ein kaltes Schweigen gegen mich. Ich darf ihn nicht fragen. Ich nicht! Aber zitternd geht mein Fuß auf einer dünnen Erdrinde, unter der ein verzehrendes Feuer brennt.

Mein Mann sah neulich bei mir Dein Bild, mein Vater, das Dir so sprechend ähnlich sieht. Er fragte: „Wer ist das, Regine?"

„Kennst Du meinen Vater nicht?" fragte ich erschreckend. Er erröthete, er schloß mich in seine Arme, er brach das Gespräch ab, und überhäufte mich mit Liebkosungen.

O, mein theurer Vater, wenn ich nun betrogen wäre! Mein Herz schlägt in unnennbarem Schmerze. Ich gehe hier umher, hier, wo die Liebe mich umfangen sollte, das Vertrauen — hier gehe ich umher, wie eine Fremde, und zittre vor jedem Gesicht, vor jedem Blicke eines Domestiken. Denn alle Blicke scheinen sich mitleidsvoll auf mich zu heften, jeder scheint mir ein fürchterliches Geheimniß anzukündigen. Oft fahre ich mit Schrecken

ans finstern Träumen auf, und ich glaube, Gustav tritt ins Zimmer, und sagt: Ich war Dir treu!

Regine an ihren Vater.

O komm, komm doch, mein Vater! Noch nie war Deine Regine verlassener. O komm doch! Mein Mann drang gestern in mich, mit ihm eine Reise zu machen, nach Wien, hör' ich, wo er ein Jahr bleiben will. Sein Blick bei diesem Antrage ängstigte mich; denn er war verlegen, zweideutig, falsch.

„Eben da mein Vater kommen will?" fragte ich sanft.

„Meine Reise ist eben so nothwendig, wie es Deines Vaters Abwesenheit war. Ich bitte Dich, Regine, ich bitte Dich darum, als um einen Beweis Deiner Liebe, den Du mir noch immer schuldig bist. Ich muß fort; in einem Monate sind wir wieder hier." Ich wußte, daß man auf ein Jahr lang Anstalt zu dieser Reise getroffen hat, vielleicht auf länger, vielleicht auf immer. Denn mein Mann soll bei der dortigen Legation von unserm Hofe

aus angestellt seyn: das sagte mir meine Mutter, die jetzt an zu fürchten fängt, heimlich.

„Ich muß meinen Vater erst sehen," sagte ich mit Augen, die anfingen naß zu werden.

„Ich aber muß morgen fort, und Regine kann anstehen, wessen Gesellschaft sie wählen will?" Er sank mir zu Füßen, er küßte meine Hände, er war außer sich; aber mitten unter seinen Liebkosungen faßte ich den festen Entschluß, nicht eher zu gehen, als bis ich Dich gesehen hätte. „Nun," sagte er — „Regine geht mit mir!"

„Ich muß erst meinen Vater sehen," sagte ich, so sanft als möglich.

Er sah mich scharf an. „Du mußt?" fragte er — „Du mußt? Auch jetzt noch, da ich Dich knieend um Deine Begleitung gebeten habe?" Sein Blick war kalt, ernst, scharf, fürchterlich. Ich flog in seine Arme, ich willigte ein. Denn, Vater, wenn unser Glück nicht mehr zu retten ist, und — o wäre es zu retten, wenigstens seins! — so habe ich doch mein Gewissen zu retten, mein inneres Leben, meine sittliche Welt. Ich willigte ein.

Ich packte meine Kleider, ich packte die seinigen, ich scherzte mit ihm. Ich sank in seine Arme. Er war sehr vergnügt. Ich machte ihm nicht den kleinsten Vorwurf, daß er mich

betrog; denn jetzt wußte ich gewiß von seinem Bedienten, daß wir vorerst ein Jahr in Wien bleiben sollten.

Himmel, mein Vater! Ich habe nun den Anfang unsers Unglücks erlebt. Eben, da ich diesen Brief schrieb, trat mein Mann ins Zimmer. Ich schob den Brief sogleich unter die Papiere, schloß meinen Schreibetisch ab, und ging ihm entgegen.

„Ach," sagte er — „gieb mir doch schnell Deinen Schlüssel zum Schreibetisch; ich habe noch ein Billet zu schreiben. Schnell! und mein Oheim erwartet Dich. Er hat Dir etwas zu sagen." Ich schloß auf, nahm meinen Brief, und sagte: „Den will ich der Mutter mitnehmen zum Einschluß."

„An Deinen Vater," sagte er — „laß doch sehen! Was schreibst Du ihm?"

Ich verbeugte mich scherzend. „Eine Frau, die erst acht Tage alt ist, hat noch immer Geheimnisse, die der Mann nicht wissen darf, wäre es auch nur, ihn nicht eitel zu machen."

„Geheimnisse für mich?" fragte er ernst, zog mich auf seinen Schooß, und griff nach dem Briefe.

„Neugierig wie ein Weib," rief ich, den

Brief weghaltend— „nein, Wilhelm, mein Mann muß meinen Fehler nicht haben. Der Brief ist nur für meinen Vater.“ Er wurde sehr ernst. „Ich will den Brief sehen, Regine! Ich will! Ich habe meine Ursachen dazu.“

„Das muß mir eine Ursache seyn, Dir den Brief nicht zu zeigen. Lieber Mann, es muß eine Stunde kommen, wo Du nicht nach meinen Briefen fragen wirst, und wo ich Dir keinen verbergen werde; aber dieses Vertrauen ist keine Pflicht, sondern die Blüthe der Zeit und der Liebe. Verlangst Du, der Brief soll vernichtet werden, so sey es; aber sehen darfst Du ihn nicht.“

Er stand drohend auf; auf seiner Stirn hing eine Gewitterwolke. Er faßte meine Hand so, als wollte er Gewalt brauchen; da trat eben meine Mutter ins Zimmer. Ich gab ihr den Brief, und bat sie, ihn einzuschließen.

Er redete kein Wort mehr darüber; aber er blieb finster. Ich ging noch einen Augenblick zu meiner Mutter, und hier endige ich den Brief, mein Vater. Ich liebe den Mann nicht; aber soll ich ihn denn auch hassen? muß ich? O Gott! Gott!

In einer Stunde fahren wir ab! Lebe wohl, Vater! o lebe glücklicher als Deine Regine!

Blume an Brandy.

Das las ich, Brandy, in einer schrecklichen Stunde, in der in meinem Herzen die Rache, die Mordsucht, die ganze Hölle tobte. Brackenbusch trat nun zu mir ins Zimmer. „Kennst Du Dein Schicksal nun?“ fragte er ernst.

„Ja!“

„Es ist dunkel, schwer,“ fuhr er fort, als wollte er mein Herz zur Rache aufreizen. „Der Bruder, ein kühner Betrüger. — Doch laß Dir erst erzählen, wie alles endigte!“

Brandy, sieh, das erzählte er mir.

In dem Augenblicke, da Regine mit ihrem Manne nach Wien abreisen soll, kommt ihr Vater an. Regine mit einem Freudengeschrei fliegt in ihres Vaters Arme. „Siehst Du, Regine,“ sagt er, „daß Du mich mit Freudenthränen empfängst? aber wo ist er denn? wo ist Dein Mann?“ Reginens Vater hat die zwei letzten Briefe seiner Tochter nicht erhalten. Regine fängt an zu zittern in ihres Vaters Armen. Sie hebt matt einen Arm empor und zeigt auf ihren Mann, der höchst verlegen da steht. „Dort!“ sagt sie mit bebender, leiser Stimme.

Brackenbusch wirft einen Blick auf mei-

nen Bruder, den er nicht kennt. „Wer ist das?“ frägt er verwundert.

Hier wirft sich mein Bruder ihm zu Füßen. „O mein Vater,“ ruft er: „jetzt sollen Sie mir nicht verzeihen; aber einst, wenn Ihre Regine an diesem Herzen ganz glücklich ist, dann werden Sie mir verzeihen, daß ich mit einer Verwechselung meines Namens, mir ein Glück erwarb, ohne welches mein Leben ewig öde geblieben wäre.“

„Ich hatte so gut, wie mein Bruder,“ fährt er fort, da Brackenbusch bewegungslos da steht, und ihn mit einem ernsten Blicke mißt, „Ihre Tochter gesehen; ich liebte sie eben so heiß. Regine hielt mich für meinen Bruder Ferdinand; ich that nichts, als daß ich sie in diesem schönen Irrthume ließ, der mir das höchste Glück auf Erden versprach.“

„Sie ist mein, mein theurer Vater! die Bande, die allerheiligsten Bande der Natur haben uns auf ewig verbunden. Nur Ihr Segen fehlt dieser Verbindung noch.“

Brackenbusch steht noch immer bewegungslos. Es ist ihm als schaute er in einen Abgrund voll Unglück. Doch faßt er sich. Er frägt: „Und das ist alles, alles, mein Herr

Blume, alle Schuld, die Sie dabei tragen? die einzige Schuld?"

„Die Einzige! warlich die Einzige! Welche sonst, mein Vater, könnte ich haben?"

„Ihre beiden Brüder verließen freiwillig Europa?"

„Freiwillig. Ich wollte, Sie hätten den Zettel meines Bruders an meinen Oheim gelesen."

„Das habe ich. Nun denn, ist das Ihre Schuld allein? — Der Vater kann viel verzeihen, um viel zu retten. Zwar bin ich noch immer erstaunt. Doch, mein Sohn! mein Sohn! — der Himmel und Deine Liebe vertilgen Deine Schuld. Komm an das Herz Deines Vaters! Komm!"

Sie umarmten sich. Regine flog in ihres Vaters Arme, dann auf einen leisen Wink von ihm an meines Bruders Brust. Brackenbusch untersuchte die Sache nicht weiter; er nahm sich sogar in Acht, seine Tochter insgeheim zu sprechen. Die Reise nach Wien wurde aufgeschoben. Mein Bruder drängte sich mit aller List, mit der angestrengtesten Kunst an das Herz, in das Vertrauen Brackenbuschs, was ihm auch ziemlich gelang. Das Verhältniß zwischen Allen wurde so leidlich hergestellt. Regine, mit dem Rath ihres Va-

ters, brachte dem Glück der Familie ihr Herz, ihren Kummer zum Opfer. Aber sie verlangte doch unablässig nach der Stille des Landes. So wurde es beschlossen, sie wollten alle nach meines Oheims Gute gehen, um dort den Sommer zu erwarten.

Auf der Reise dahin machte Brackenbusch und Regine den kleinen Umweg über das Dörfchen, wo ich wohnte.

Blume an Brandy.

Das erzählte mit Brackenbusch. Ich saß da, die beiden geballten Fäuste in meine Augen gedrückt, und mein Herz schwoll immer höher vor Schmerz und Rache.

Als er fertig war, sagte er wieder: „Kennst Du Dein Schicksal nun?"

„Ja!" rief ich aufspringend. „Ja! ich kenne mein Unglück."

„Ist noch etwas zu retten?" fragte er dann wieder.

„Nichts!" rief ich: „gar nichts! aber Rache will ich. O kommt, steigt vom Himmel herab, alle ihr rasenden Geister der Rache

und helft mir! Reicht mir die blutigen Hände, ich will einen Bund mit Euch schließen."

Er zog meine erhobenen Hände herab, und fragte mit sanfter Stimme: „Ist gar nichts mehr bei diesem schrecklichen Elende zu retten? Gustav, nicht wenigstens das Glück, die Ruhe Deiner geliebten Regine? Nicht ihre Moralität, die — das weiß ich — jetzt an dem gefährlichsten Abgrunde, nur noch an dem Faden einer Spinne hängt? Rache? o was kann die Rache nicht! Strecke die Hand nach dem Leben Deines Bruders aus: Du triffst nicht ihn allein, Du triffst auch Reginens Leben, meine Ruhe. Locke ihre erbitterte Liebe zu Dir, ihren Haß gegen ihren Mann. Welche Unthaten haben nicht Liebe und Haß hervorgebracht und entschuldigt! Dein Bruder ist wehrlos; denn seine Verbrechen haben ihn wehrlos gemacht: locke das erzürnte Weib mit dem Nachtigallen-Tone Deiner Liebe, und ihre Liebe ist leicht zu kirren. Wer kann Dich halten? Wer Dir wehren? Wer wird Dich nicht entschuldigen, wer nicht Deinen Bruder verdammen? Aber ich frage Dich, nicht der Vater, nein, der Mensch den Menschen, der Greis den Jüngling: ist nicht mehr noch zu retten, als Dein Glück und das Gefühl Deiner Rache? Nicht die Tugend, die Unschuld

des Weibes, die Pflicht der Mutter? — denn Regine ist schwanger!"

„Und wäre der Himmel der Preis meiner Geduld!" rief ich — „ich will nicht geduldig seyn! und stände der Hölle offener, heißer Flammenrachen mir entgegen: ich stürze hinein, um ihn zu finden. O Verräther! Bösewicht! Betrüger! Teufel!"

Ich wollte bei ihm wegdringen. Er hielt mich mit einer übermenschlichen Stärke.

„Nun dann," rief er: so lies dies von Reginens Hand." Er gab mir ein Billet von ihr mit Bleistift geschrieben. Sie schrieb es, während ich las. „Folge meinem Vater, Gustav! Erfülle alle seine Wünsche! Deine Regine liegt hier im Schnee auf den Knieen, und schreibt Dir ihre letzte Bitte! Folge meinem Vater! Ich bitte Dich darum um unserer treuen Liebe willen! Verlaß Du mich nicht auch, da mich alles verlassen hat! Deine Regine."

Das las ich, und nun sanken meine Arme matt herab. Ich las es wieder. Nun denn," sagte ich, zu jedem Opfer matt genug, — „was soll ich thun? Sie will es! Sie fodert es! Was muß ich noch thun? Redet! redet! ich folge!"

„Mit mir gehen!"

Ich faßte seine Hand, ich stützte mich auf ihn; denn ich hatte alle Stärke verloren. Er führte mich an den Wagen. Er ließ mich hineinsteigen. Er setzte sich zu mir. Der Wagen rollte davon Wir hielten hier und dort Ich fragte nicht, wo wir wären. Er brachte mich nach Dresden. Hier bezog er mit mir ein Haus auf dem Lande. Manchmal schien es mir, als müßte ich die Ketten zerreißen, in denen er mich gefesselt hielt; aber dann bat er mich, den Zettel von Reginen zu lesen, und ich versank wieder in tiefe, todtengleiche Apathie.

Er blieb bei mir. Der Frühling kam. Er streute vergebens seine Blüthen über mich aus. Vergebens zeigte er mir das Paradies, worin ich lebte.

Im Herbst umarmte Brackenbusch mich, und sagte: „Du hast Reginen gerettet, mein Sohn. Ihr Mann hat nichts gemerkt. Regine hat den unendlichen Schmerz überwunden und mit mehr Stärke, mit größerm Opfer, als Du! Sie mußte lächeln, wenn Du starr vor Dich hinsahst Sie mußte den Schmerz, den Du in Seufzern aushauchtest, in Lächeln, in süße Worte verhüllen. Sie konnte es, und sie ist glücklich. Sie ist Mutter geworden. Das einzige, was sie nicht besiegen kann, ist

Dein Schmerz, Gustav! der mischt zu jeder frohen Mutter-Thräne die Thräne eines unbesiegbaren Grams. O mache Du sie ganz glücklich! Rette ihr doch den Lohn der allerhöchsten Tugend!“

O Brandy, da erst fühlte ich, als ich ihre Briefe las, wie sie des harten, mißtrauischen Mannes Argwohn besänftigte, wie sie die Schuld ihres Mannes selbst trug, seinen Vorwürfen nichts als eine demüthige Liebe entgegen setzte, und so auf den Ruinen eines so schwarzen Verbrechens und eines so endlosen Unglücks mit starker Hand den Tempel einer neuen Tugend und eines neuen Glücks erbaute. Da fühlte ich, was ich ihr, was ich meiner Liebe schuldig war. Ich kehrte — mit Beben zwar — aber ich kehrte in das Leben zurück.

Blume an Brandy.

Sie starb, Regine starb, von langem Gram verzehrt nach zwei Jahren. Ich hatte so wenig mich um die Welt bekümmert, so wenig Theil daran genommen, daß mein Oheim und mein Bruder, beide meinten, ich sey wirklich

in Amerika. Mit sterbender Hand schreibt Regine in einer Nacht mir ein paar Worte. Sie vertraut den Brief ihrer Wärterin, und er kommt in meine Hände.

„Ich sterbe," schrieb sie — „Noch einmal wünscht mein Auge, Dich zu sehen, mein theurer Gustav, nicht Dich mit dem Leben wieder auszusöhnen; denn — und doch, doch wünschte ich es, denn ich hinterlasse zwei geliebte Kinder. O Gustav! Gustav! O einer Sterbenden wird er nicht wehren, Dich zu sehen. Komm! komm! mein treuer Freund, noch einmal soll mein Leben mein Auge beseelen, meine Hand die Deine berühren, mein Ohr Deine Stimme fassen, mein Mund Deinen Namen nennen, mein Herz an Deinem schlagen, und dann nach dieser Einen Minute des Glücks breche das Leben Deiner unglücklichen Regine."

Dieser Brief jagte meine Lebenskraft gewaltig empor. Ich flog, ich flog mit unermeßlicher Eile, mit schmerzlicher Angst, als möchte der Tod mir meine Beute rauben, ehe ich sie ereilt hätte. Ich kam an einem Morgen an. „Wo ist sie?" fragte ich einen Bedienten, den ich nicht kannte — „wo ist Regine?"

„Ich will den Herrn holen," sagte er. Doch

zeigte er mir das Zimmer der Frau. „Sie ist sehr krank,“ setzte er hinzu.

Ich stürzte in das Zimmer. Sie erkannte mich sogleich. Sie streckte mir die abgezehrten Arme entgegen. Sie nahm mich an ihre Brust, aus welcher der Tod das Leben, nur nicht die Liebe weggenommen hatte.

In dem Augenblicke öffnete sich die Thür, und mein Brnder trat in das Zimmer.

„Gustav!“ sagte sie — geliebter Gustav, so hast Du meine letzte Bitte erfüllt? so bist Du noch gekommen?“

„Regine!“ rief ich. Aber ich sah, daß sie blasser wurde. Ach, sie hielt Wort. Sie öffnete die funkelnden Augen noch einmal, mich anzusehen. „Regine!“ rief ich. „Gustav!“ rief sie. Ihr Herz schlug an meinem den heftigen Schlag der Liebe, des Glücks und des Todes. „Gustav! o glücklich bin ich!“ rief sie, und ein Nervenschlag tödtete sie an meiner Brust.

Ich legte sie nieder. Ich drückte ihre schönen Augen zu. Ich küßte die erblaßten Lippen, die kalten Hände. Ich kniete an ihrer Seite nieder. Ich legte die zitternde Hand auf ihr Herz. Es stand still. Dann wendete ich mich ab, und mein und meines Bruders Blicke trafen einander.

„Gustav!“ rief er — „Gott! woher Du? in dieser finstern Minute des Scheidens, des Todes? Warum flohst Du nach Amerika? Warum bliebst Du nicht? Der allerunglücklichste Zufall — Bruder, sie wurde meine Frau —“

Er eilte mit offnen Armen auf mich zu. Meine Hand wehrte ihn ab. „Mörder des edelsten Wesens!“ rief ich höhnend — „Mörder Deines Bruders! Der mich forttrieb, um das geliebte Mädchen mir zu stehlen, Ferdinands Namen stahl, um seines Raubes gewiß zu seyn! Unter Deinem Namen, Betrüger, Mörder, Bösewicht, Heuchler, verächtlichster aller Menschen, hätte Dir eine Metze ihre Hand abgeschlagen.“

Er erblaßte, nicht vor Zorn, sondern vor Eifersucht, da er erfuhr, ich wußte alles, da er glauben mußte, ich war in seiner Nähe gewesen. „Du wußtest also,“ fragte der Sünder — „Du warst also hier? Sprachst du sie? Rede! sprachst Du sie? O Himmel,“ rief er — „was ich fürchtete, was ich in allen Träumen sah, was mir das Leben zu einer Marter gemacht hat, ist dennoch wahr! Er hat sie gesprochen! Er war hier! Er var hier!“

Da trat Brackenbusch ins Zimmer. Mein Bruder überhäufte ihn mit Vorwürfen, über

mein Daseyn. Ich flog in des unglücklichen Vaters Arme. Er fragte: „Sahst Du sie noch lebend? Das war ihr Wunsch! Sie sagte mir, daß sie Dir geschrieben hätte.“

„Geschrieben?“ schrie mein Bruder, und schlug sich vor die Stirn — „O Himmel! geschrieben sogar! So war meine Ehre verkauft!“

„Ehre?“ sagte Brackenbusch stolz — „Ich habe nie ein Wort gesagt, mein Herr, so lange dort das gebrochene Herz noch zu quälen war. Jetzt aber — Du warst ein Bube, ein listiger, heuchlerischer Bube, der mein Kind mit einer Betrügerei stahl, und mit rasender Eifersucht tödtete!“

Nun umfaßte mich der Vater, und wir gingen stolz an ihm weg aus dem Zimmer. Ich reiste sogleich wieder ab; denn meines Bruders Gegenwart wurde mir gefährlich.

Blume an Brandy.

Brackenbusch wurde des Lebens nicht wieder froh. Er sah sich als den Urheber des Todes seiner Tochter an. Er starb bald, er hinterließ mir den Garten am Meer mit dem

Häuschen, wo Er und Regine gelebt hatten. Er hatte eine Summe Geldes hinzugefügt, die mich unabhängig, aber nicht reich machte. Er bat mich in seinem letzten Briefe mit einer schmerzlichen Sehnsucht, ich möchte den Zweck des Lebens nicht verkennen, ich möchte in den Armen der Liebe glücklich werden.

Ich versprach es ihm an seinem Grabe, das er unter vier hohen Platanen in meinem Garten gefunden hatte. Hier lebte ich einsam, in geduldiger Ruhe, ohne meinen Bruder gesehen zu haben.

Nur von Zeit zu Zeit, riefen mich meine Geschäfte nach Lübeck. Ich ging zu einem Kaufmann, der meine kleinen Geschäfte besorgte, einem alten Bekannten unsers Hauses. Nach ein paar Minuten mit ihm in seinem Comptoir bat er mich, den Abend bei ihm zu bleiben. Ich ging mit ihm zu seiner Familie ins Zimmer „Wo ist Luzie?" fragte er.

Sie mußte kommen. „Das ist die Tochter meines ältesten Bruders, des alten Freundes Ihres Vaters. Dein Vater, Luzie, und der Vater dieses Herrn waren Busenfreunde." Sie warf erst, ehe sie mich ansah, einen furchtsamen Blick auf ihre Tante, dann auf mich. Ich wußte nicht, welch eine Vorstellung das

Mädchen so rührte; denn sie brach in Thrä-nen aus, die sie vergebens verbergen wollte.

„Doch immer so linkisch!“ rief die Tante — „was ist dabei zu weinen? Will sie wohl antworten? was ist nun dabei zu weinen?“

„Es rührte mich,“ sagte sie leise gegen die Tante — „daß mein Vater einen Freund hatte, einen Busenfreund, sagte mein theurer Onkle.

„Und,“ hob ich an, und küßte ihre Hand — „wie seltsam wäre es, wenn diese Freundschaft unserer Väter ihre Kinder so ganz kalt lassen sollte! Ich danke Ihnen für diese Minute, lieber Freund,“ sagte ich zu dem Kaufmann.

Unbemerkt streichelte der seiner Nichte Wange, und sie küßte seine Hand Mochte es die Dame des Hauses sehen, genug, das Mädchen erhielt einen Wink, hinauszugehen. Sie ging.

Ich blieb. Nun erschienen die zwei Töchter der Dame, in der That schöne Mädchen, geschmackvoll gekleidet. Sie kamen von einem Spaziergange. Hier nun wurde die Mutter lebendig, die bis dahin mir die kleine Unterredung mit ihrer Nichte nicht hatte vergeben können. Die Nichte kam wieder, den Thee zu

besorgen. Sie setzte Licht auf ein schönes Instrument.

Die Mutter drehete das Gespräch auf alle Weise auf die Musik, daß endlich es herauskam, ihre beiden Töchter hätten dieses Talent in einem ausgezeichneten Grade. Ich konnte während der Musik, die Nichte, die Tochter des Freundes meines Vaters, betrachten, die seitwärts saß, und langsam umher sah, ob nicht irgend ein kleiner Dienst zu leisten war. Und das alles that sie mit einer unverstellten Geduld, mit einer sanften Freundlichkeit. Zugleich sah ich, welch einen tiefen Eindruck die Musik auf ihre Seele machte, so wenig sie es sich durfte merken lassen.

„Nun, Luzie," rief die Mutter, voll eines höhnenden Triumphs: „nun sollst Du Dich auch zeigen. Gieb Thee!"

Es war hart, Brandy, es war sehr hart! Aber es schien, als hätte die Härte den Stolz dieser Seele längst gebrochen; nur eine kleine Röthe flog auf die blasse Wange, aber nur einen Augenblick lang. Sie erblaßte wieder.

Es war die Tochter des Freundes meines Vaters; das fiel mir tausendmal ein; eben so oft warf ich einen freundlichen Blick auf die Unglückliche, und eben so oft verhöhnte die Mutter sie.

„Wer solche Hände hat, Kind," sagte die Tante, da sich Luzie zu mir wendete, um Thee einzugießen — „muß damit nicht paradiren wollen." Mir brannte das Herz bei diesem Vorwurf. Es waren schöne Hände, schöne Arme, nur war die Hand gehärtet, und in welchem Dienste? O das hätte ich die Frau fragen mögen. In welchem Dienst sind diese schönen Hände so rauh geworden, so hart?

„Einbildung ist ein großes Glück, nicht wahr, Herr Blume?" fragte die Tante mich. „Thränen ziehen die Blicke aufs Auge; und wer dann meint, daß er so schöne Augen, und so schöne Augenwimpern hat, der thut wohl, daß er Thränen zu Gebote hat, und sie braucht."

Das Mädchen schlug die Augen nieder, und in der That sie hatte wunderschöne Augenwimpern, die ich jetzt erst bemerkte.

Mir brannte das Herz vor Unmuth; aber wollte ich sie nicht noch tiefer beugen, so mußte ich alles lächelnd anhören; denn ein jeder Blick, den ich dem Mädchen gab, zog ihr höhnende Vorwürfe zu.

Der Vater las seine Zeitungen. Wenn er Acht hatte, war es nicht so arg; aber er war den ganzen Tag auf dem Comptoir, oder war er unter der Familie: so las er Zeitungen.

Nur einmal vor Tische blieb ich einen Augenblick mit ihr allein. Ich faßte schnell ihre Hand, und sagte schmerzlich: „O Tochter des Freundes meines Vaters!"

„Ach," sagte sie: „wie theuer das alles wird, wie kostbar! das Wort — Freund meines Vaters! So hatte doch mein Vater einen Freund! Ein Nichts kann mich ja jetzt trösten. Und mein Oheim —"

„Der scheint nicht zu wissen, liebes Kind, wie Sie mißhandelt werden."

„Auch muß er es nicht wissen. Er würde sich meiner annehmen wollen, und der Friede des Hauses ginge verloren. Ich leide so allein. O das sind meine härtesten Stunden, wenn Fremde von solchen Szenen Zeuge werden müssen; wenn ich so reden muß, wie jetzt, ich, ach! die es fühlt, welche Unschicklichkeit es ist, so zu reden. Mein Oheim darf nichts wissen; denn er würde meinen Zustand nicht verbessern. Und nun, lassen Sie mich wieder seyn, was ich seyn muß" Sie verbeugte sich, und ging hinaus.

Ich endete so bald als möglich meinen Besuch. Auf dem Wege nach dem Wirthshause, sagte ich beständig in mir: „Die Tochter des Freundes meines Vaters!" Sie hatte schon seit drei Jahren in diesem Hause gelebt, und

was hatte ihr den Haß ihrer Tante und ihrer Tochter zugezogen? Beim Himmel, Brandy, ich wußte es nicht. Schön war das Mädchen nicht; hager, bleich; Talente hatte sie nicht, welche man ihr beneiden konnte. Sie war arm, die Unglückliche.

Der Himmel erbarme sich der Unglücklichen, die das harte Gnadenbrod bei Verwandten essen muß! Der Fremde schließt einen Vertrag mit dem Fremden: Meine Arbeit für dein Brod! Aber der Verwandte rechnet die Sklavenarbeit für nichts, und seinen Tisch, sein Dach für alles! O Himmel! erbarme dich eines so gequetschten Herzens! Sieh, hinter dem Domestiken des Domestiken, hinter dem Dompfaffen, dem Hunde und der Katze hat erst der Verwandte mit seinem Gnadenbrod seinen Rang.

Brandy, ich konnte mich dieser Gedanken nicht erwehren. Ich hielt diese demüthige Gestalt, die sich immer seitwärts in den Schatten drehete, um nur nicht bemerkt zu werden, gegen den Stolz, womit sie einst im väterlichen Hause daher geschritten war, wo lächelnde Blicke und offne Arme sie empfingen. Und sie war die Tochter des Busenfreundes meines Vaters!

Am andern Morgen ging ich rasch auf das

Kaufmannshaus zu. Mutter und beide Töchter begegneten mir weit vom Hause. Es war, als wäre das mir eine Vorbedeutung. Ich ging in das Haus, aber nicht ins Comptoir. Oben fand ich Luzien beim Reinmachen des Zimmers, und doch sehr reinlich gekleidet.

Sie erschrack, da sie mich sah; und, mir weit entgegen kommend, bat sie mich sogleich, in ihres Oheims Comptoir zu gehen. „Ich darf das von dem Freunde meines Vaters bitten;" sagte sie mit einem großen Liebreitz.

„O das, und alles dürfen Sie von mir bitten, Luzie! Aber ist denn die Freundschaft der Väter für ihre Kinder todt? Wenn sie sich liebten: ist denn keine Fiber in unserm Herzen, die sich bewegt, wenn wir uns sehen? Ist von den Gefühlen unserer Väter auch gar nichts in unsern Seelen geblieben?"

„Ihr Vater wäre gegangen, wenn meiner es so hätte verlangen müssen, wie ich."

„Mein Vater hätte mehr gethan, Luzie. Er hätte seinem Freunde eine Freistätte gegen das Unglück in seinem Herzen angeboten, und" — hier faßte ich sie in meine Arme — „diese Freistätte biete ich Ihnen an in meinem Herzen."

Sie sträubte sich in meinen Armen; die Thränen rollten über ihre Wangen. „Das

Mitleiden mit mir führt Sie irre, Herr Blume," sagte sie ernst — „Aber ich muß Sie bitten, mich zu verlassen. Was auch der Sinn Ihrer Worte seyn kann: ich darf ihn nicht hören!"

„Das heißt, Ihr Herz ist versagt?" Das fragte ich erstaunend Sie weinte noch heftiger. — „Es ist schrecklich, der Gnade anderer Menschen zu leben; aber das schrecklichste von allem wäre, geliebt zu seyn aus Mitleiden. — Mein Herz ist versagt!" sezte sie ernst hinzu.

„Nein, Luzie, jetzt gehe ich nicht von hier, ich schwöre Ihnen! wenn Sie nicht mit mir gehen, oder mir den Namen des Mannes nennen, dem Sie mehr angehören, als mir! Nein, Du theure Tochter des Busenfreundes meines Vaters, Du gehörst mir an! Mir, oder es flösse nicht ein Tropfen von meines Vaters Blut in meinen Adern! Warum zitterst Du? Warum erblassest Du? Luzie, Du bist mein! Ich habe Dir nicht viel anzubieten; aber doch ein sorgenloses Leben, und ein Herz, das von jedem Verbrechen rein ist, ein gebrochenes Herz, wie deins ist."

„Ich kenne Ihre Geschichte, Herr Blume."

„Desto besser! O Luzie! So lassen Sie einmal die Tugend eine Verbindung schließen;

die Liebe hat tausendmal geirrt. Ist denn nicht die Tugend Liebe? Ich suche ein Weib, das mich liebt, weil ich gut bin, menschlich! O Sie, Sie werden mich lieben, Luzie! O, sey meine Busenfreundin, wie Dein Vater meines Vaters Busenfreund war!"

„O wüßten Sie — wüßten Sie! —"

„Was soll ich wissen, Luzie?"

„Daß dieses Herz, ach vielleicht nur, weil Sie unglücklich waren, so lange für Sie insgeheim, ehe ich Sie kannte, schlug, so lange ich Ihre Begebenheit mit des Herrn Brackenbusch Tochter wußte! O meine Thränen gestern waren andre Thränen, als Thränen eines süßen Andenkens!"

„Luzie!" rief ich — „so bist Du mein!" Da faßte sie zitternd meine Hand, und ließ sie wieder fahren. Aber ich zog sie mit sanfter Gewalt an meinen Busen, an meine Lippen. Ich zog sie hinab ins Comptoir zu ihrem Oheim, der erstaunte und dann in frohe Thränen ausbrach, daß er die Tochter seines Bruders gerettet sah.

Die Tante behandelte mich mit einem spöttischen Lächeln. Luzie bat mich, zu schweigen, und ich schwieg. Den Tag darauf ließ ich mich mit ihr einsegnen, und zwei Tage

drauf führte ich sie in meine einsame Wohnung ein.

Blume an Brandy.

O Brandy, es war als ob der Engel des Friedens mit Luzien in meine Wohnung einzöge! Noch immer hing Reginens Hut über dem Spiegel, noch immer ihre Schürze über dem Sofa. Luzie berührte die Zeichen von Reginens ehemaliger Gegenwart nicht.

Es ist wahr, Brandy, ich hatte meine Luzie aus Mitleiden geheirathet. Ich sagte mir selbst, sie ist nicht schön, sie hat keine Talente, wie Regine. Und sie hatte alles. Sie war noch nicht einen Monat bei mir gewesen, da füllten sich die Kummerhöhlen der Wangen mit üppiger Fülle, die schönsten Rosen blüheten wieder auf diesen vollen Wangen. Es war als hätte sie aus der Zauberquelle der Schönheit und der Jugend getrunken. Mit jedem Tage brach ein neuer Reiz des Körpers und der Seele hervor, mit jedem Tage liebte ich sie mehr; und sie war schon Mutter, da fühlte ich gegen sie, was der Liebende gegen die Braut fühlt.

Es war, als ob meine Liebe die Wunder wirkte, die sie mir verschwiegen hatte

Ich blätterte in Reginens Notenbuch. Ich fand ein Lied mit Begleitung einer Flöte zum Klaviere. Es war Reginens Lieblingslied; ich hatte das dabei geschrieben. Luzie legte die Hand fest auf das Blatt, sah mich lächelnd an, und sagte: „Und das Lied mit der Unterschrift wolltest Du übergehen?"

„Es gehört eine Flöte dazu, Lucie!"

„Die Du ja bläst."

„Aber auch ein Klavier, Lucie!"

Sie setzte sich mit einem lieblichen Lächeln an das Instrument, und rief dann unschuldig: „Reginens Geist, beseele mich!" Sie spielte, sie sang; beides in einem Grade der Vollkommenheit, daß ich erstaunte. Ich fiel ihr um den Hals. „Luzie," sagte ich mit einem sanften Vorwurfe — „Diese Talente verschwiegst Du?"

Sie sagte mit Ernst: „Ich habe in dem Hause meines Oheims eben diese Talente als Künste der Koketterie, als Waffen der kindischen Eitelkeit gebrauchen sehen, daß, trotz meiner heißen Liebe für diese schönere Sprache der Seele, ich fest gelobte, nie wieder ein Instrument anzurühren, was so oft entweiht wird."

O Brandy, meine Luzie war die heiterste, aber auch die reinste Seele, durchsichtig und hell, wie ein Thautropfen, wie ihr eignes schönes Auge, das sich jetzt mit den Strahlen der Liebe und eines kindlichen leichten Muthwillens bewaffnet hatte.

Ich genoß des Glücks der Liebe mit jedem Monate mehr. Ich war vollkommen glücklich; aber Regine war nicht vergessen. In unsern Herzen zitterte ein schönes Andenken, wenn wir von ihr redeten. Meine Luzie endigte den angefangenen Feuerschirm; und mit Reginens Haar stickte sie ihren Namen hinein.

Wir gingen oft, oft auf die Höhe zu unserer Eiche, wo ich sie kennen lernte. Dort, o dort umschwebte ihr reiner Geist die beiden Glücklichen gewiß.

Von meinem Bruder hörte ich nichts. Er war in Wien, hatte ich im Vorübergehen gehört. Er war auf seine Weise auch glücklich. Er hatte das reiche Vermögen Reginens geerbt; er hatte auch meinen Oheim beerbt, der gar nicht arm war. Was ich von ihm hörte, war zu seinem Vortheile. Er gebrauchte seinen Reichthum nicht übel. Er machte ein großes Haus, ohne Aufwand; er war gastfrei, ohne Hochmuth. Er hatte das Vertrauen des Fürsten zu erhalten gewußt.

Seine Unterhandlungen in Wien waren glücklich ausgefallen. Er wurde zurück erwartet, und man setzte voraus, daß der Fürst ihn reichlich belohnen werde.

Obgleich mein Haß viel milder geworden war, und — wie veränderlich ist des Menschen Herz! — bei meinem jetzigen Glück fast immer mehr verschwand: so zitterte ich doch vor seiner Nachbarschaft, vielleicht mehr seinetwegen; denn wie konnte er einen Bruder sehen, den er so schändlich betrogen hatte? Wie konnte er? —

Blume an Brandy.

Sieh Brandy, so tief hat die Feindschaft ihre Wurzeln in die feinsten Fasern meines Herzens, und des meines Bruders getrieben! Jeder Keim des Zutrauens ist auf ewig vernichtet in unserm Busen. Was vergäbe der Bruder dem Bruder nicht? O Dein Brief ist in mein Herz gedrungen; aber dennoch muß ich ruhig dastehen und sehen, wie das Schicksal diesen dunkeln Faden durch unser Leben fortspinnt. Und wie wird es enden? Wie? so

frage ich tausendmal, und keine Stimme giebt mir Antwort, keine Stimme eines Gottes, keine eines Menschen.

Was ich konnte, das that ich, um mich von dem bösen Genius los zu machen, vor dessen Erscheinung ich zittre. Aber das Schicksal scheint noch nicht versöhnt zu seyn. Es fodre nur nicht noch ein so grausames Opfer!

Ein Rosenhimmel hängt über mir. Ich bin ein glücklicher Vater; aber tief am Horizonte steigt eine dunkle Wolke auf, langsam, von dem Rosenhimmel noch beleuchtet, und dennoch so dunkel!

Ich sende Dir alle meine Briefe auf einmal, weil ich erst jetzt höre, daß Du wieder in Bremen bist. Ich hoffe, Dich nun bald zu sehen, mein theurer Brandy, und dann sollst Du sehen, welche Freuden um den glücklichen Vater her aufgeblüht sind.

Der Himmel nehme sie in seinen Schutz! Lebe wohl!

Lübeck.

Julius Blume an Franz Debord.

(Zwanzig Jahre später geschrieben, als die vorigen Briefe des Vaters.)

Ich hoffe, Franz, Du wirst aus den Wolken fahren, wenn Du diese Worte liest, wirst Deine Arme um mein Bild schlagen, dann um Deine junge Frau, und rufen: „von meinem Julius!!" Sieh, ich lese da in den Zeitungen, nach zwei Jahren, da ich nicht ein Wörtchen von Dir hörte, als daß Dich die Peitsche des Schicksals auf dem Erdboden umherjagte, auf einmal Deine Heirathsanzeige. Franz Debord. Sieh, dieser Zug des Namens riß den Vorhang mit einemmale vor meiner verflossenen Jugend weg, und ich sah wieder den Tempel des Ruhms mit seinen Bildsäulen, die Thäler unseres Arkadiens, die Feuergluten und Wasserfluten aus der Zauberflöte, die wir brüderlich und muthig durchwanderten, die Feen-Gefilde der Liebe, alles auf einmal! Und ich lief zu Blechnern, dem wir Meilen weit aus dem Wege gingen, weil er viel schlimmer war, als ein Zeitungsblatt voller Annoncen, und der hier jetzt Arzt ist aller klatschigen Weiber. „Blechner, Du

kennst ja Hamburg mit allen seinen Begebenheiten."

„Wie das Sarlachfieber, an dem die Räthin —"

Halt hier finde ich eine Nachricht von Franz Debord."

„Das ist schon alt, lieber Blume! Der Teufelskerl mit seinem runden Kopfe wie ein Globus, hat eines der reichsten, schönsten und besten Mädchen in Hamburg weggefischt. Begreif's der Henker, wie er's angefangen hat, mit seinem Tagelangen Stillschweigen! Er wußte den Namen des regierenden Burgemeisters oft nicht. Er wußte gar nichts."

Nun ließ ich mir denn von Dir erzählen, von dem Liebeshandel mit Deiner Frau, und ließ mir alle Häuser vorrechnen, bei denen Deine Frau ihr Vermögen stehen hat; und so erfuhr ich alles, und da nahm ich aus Freude Blechnern beim Kopfe, und drückte ihn mit seinem steifen Jabot, das heraussteht aus seiner Weste wie ein Wagenrad, und seiner blonden Perücke so in meine Arme, daß er schrie, und rief: „Ihr werdet doch als Greise noch Narren seyn!"

Aber ich war schon auf der Treppe, als er das rief. Und nun gings fort. Dem ersten Armen gab ich ein Almosen, und schämte mich,

daß ichs nicht größer gegeben hatte. Ich gab einem Zweiten ein größeres. Ich hätte meine Hände an die Armen verschenkt, hätten sie nicht festgesessen. Dann begegnete ich unserm Trunkenbold Jani, und trank mit ihm zu seinem Erstaunen, so viel er wollte, und rief zwischen jedem Glase: „Der Teufel! ich muß nach Hause, ich muß an Debord schreiben!" und da ich ans Wasser kam am Abend, von Freude und Wein gleich berauscht, ließ ich mich ein paar Stunden im schönsten Mondenschein umher rudern, und dachte an meinen lieben Rundkopf, und jauchzte auf meine eigene Hand, so arg, daß meine beiden Matrosen mich für halb wahnsinnig hielten.

Kurz, ich kam müde und verdrüßlich nach Hause, und schlief mit Kopfweh ein. Also Dich habe ich wieder, Du einziger, Du Vertrauter, Du Rundkopf, lustiger und herzlicher, großmüthiger Gesell meiner Jugend, meiner besten Jahre, meiner Plane! Wenn das so fortgeht, so bin ich ein Blechner. Und doch wünschte ich, meine Feder möchte so fortkönnen, wie meine Zunge, liebster Franz; denn gewiß, dann fragte ich Dich: „Weißt Du noch, wenn wir in den Ferien nach Dünhof gingen, am Meeresstrande weg, und hinter den Brombeersträuchen hervor meine Ge-

schwister uns lautjauchzend entgegen fuhren mit ausgebreiteten Armen?“ — Ach, alles lebt noch und ist gesund — alles! alles, Franz! — Da spring noch einmahl auf, daß sie alle noch leben, die Dich mehr liebten, als Du, tolle Seele, es verdienen mochtest Weißt Du, wie wir dann in das Haus stürmten zu Mutter Luzien und Vater Gustav, und wie da die Freude in Thränen ausbrach, und doch Freude blieb? Weißt Du, wie wir dann ganz allein zu der Reginen-Eiche wallten, wie ich da saß an deiner Seite nachdenkend, und du dann mit leiser Stimme sangst:

„Schwebt nicht ihr Schatten auf der Welle?
Rauscht nicht im Laub' ihr Ach?
Wen kündet dort die Rosenhelle?
Was wird das Echo wach?
Reginens treuer Schatten schwebet,
Zur heil'gen Eiche hier.
Die Eiche rauscht, der Boden bebet.
Sie ist's! sie wohnet hier.“

Weiß du noch, wie wir die Eiche rings mit Blumenkränzen behingen? der Treue einen Altar aus Rasen erbauten?

Weißt du noch, frage ich zuletzt, mit welcher Bruder-Inbrunst ich dich liebte, obgleich du drei Jahre älter warst? wie ich jauchzte, wenn mein Vater sagte: „Der Rundkopf ist

gediegen, wie reines Gold?" O ich habe der: weißt du noch — noch tausend! Aber jetzt fahre hin, Brief, und frag ihn nur, ob er mich noch liebt?

Lübeck.

Julius Blume an Franz Debord.

Gift und Galle über den Blechner, der mir Deinen Liebeshandel mit Deiner Frau erzählte, als hätte der Teufel des Eigennutzes die Werbung um Deiner Frauen Herz gemacht! als hättest Du, statt der Liebesthränen Deines Mädchens, Deiner Frauen Wechsel gezählt! Die gemeinen Seelen nehmen lieber zu Verbrechen, zu Teufel und Hölle ihre Zuflucht, ehe sie dem großen Menschenherzen Liebe zugestehen. Sieh, ich las Deine Liebesgeschichte, Stück vor Stück; und zwischen jedem Abschnitt trank ich ein Paar Gläser Champagner, daß ich zuletzt nicht mehr wußte, was mich berauscht hatte, Deine Geschichte oder mein Wein. Und so, doppelt berauscht, stürzte ich bei meinem alten Freunde ins Zimmer, und hätte mich fast mit dem Ehrenmanne gezankt, daß er sagte: „Was geht mich Dein

Franz Debord und sein Liebeshandel an?" Doch Du kennst den Ehrenmann nicht, den ich da meinen Freund nannte.

Geduld also! Geduld! denn ich bin seit drei Tagen aus meinen Zehnern, wie die Engländer sagen, und darf also ein Wort mitreden. In Göttingen hatte ich Vater Heine gehört, als wollte ich ein Cicerone in Rom werden, oder der Herausgeber des Aristophanes. In der Physik und Naturgeschichte war ich gesattelt. Die Aesthetik eckelte mich an; es kam mir, wenn wir ein Gedicht sezirten, vor, als sezirte ich den Leichnam einer gestorbenen Geliebten. Ich glaube fast, ich bin zu einem Gelehrten verdorben; denn ich möchte lieber reisen als schreiben, lieber lesen als schreiben, lieber lernen als schreiben: und so zog ich, mit meinem Stabe in der Hand, und meinen sechs Hemden in meiner Jagdtasche auf dem Rücken, von Göttingen ab, um meinem Vater das zu sagen. Hinter Nordheim kam ich an ein kleines Flüßchen, die Ruhme. Da hielt ein Wagen, — denn das Wässerchen hatte im Frühjahr die Brücke zerrissen — und eine Menge Menschen standen und schnatterten gegen einander, wie eine ältliche und eine junge Dame, über den Fluß nicht, denn über den trägt ein Nachen, son-

dern durch eine Lache am Ufer, die etwan vier Fuß tief ist, zu bringen wären.

Ich warf meinen Mantelsack ab, lagerte mich ins Gras, und betrachtete mir das Mädchen, das noch nicht aus ihren Zehnern ist, und aussieht, als würde sie ihre Zehner, so gut wie Hebe, nie verlassen. Der Wagen fuhr durch. Die Damen entschlossen sich dann, in den Nachen zu steigen. Ich stieg auch hinein, und faßte die Alte an, die vor Angst zitterte. Nun standen wir am Ufer, die Lache vor uns. War's nicht, Franz, als hätten wir das Weltmeer vor uns gehabt? Die Lache war zu breit, um mit Brettern einen Steig zu schaffen; ein einziger Uebergang, wo sie so schmal war, daß ein Brett drüber lag, hatte hohe Ufer, und die Dame schwindelte vor dem wankenden Brette.

Ich legte leise meinen Mantelsack ab, und watete durch die Lache, die mir bis an den Gürtel ging. Der Boden war fest und sicher. Ich kehrte zurück. Ich faßte, ohne ein Wort zu sagen, die alte Dame um, hob sie auf, trug sie durch, setzte sie auf den trocknen Boden nieder, und kehrte wieder zurück. Die junge Dame wehrte sich schon von weitem, da ich auf sie loskam. „Naß bin ich nun einmal, und das ist das einzige Uebel dabei.“

Ich umfaßte sie, trug sie hinüber, holte meinen Mantelsack, und kam nun auch.

„Mein Gott! wir danken Ihnen verbindlichst“ sagte die Alte, und hatte die Hand in der Tasche, um mir meinen Dienst zu bezahlen. „Ich danke Ihnen recht sehr,“ sagte die Junge, mit einer schönen Stimme, in dem oberdeutschen Dialekt.

„Der Himmel gebe,“ sagte ich lachend — „daß keine Schwierigkeit, die Ihnen im Leben aufstößt, gefährlicher seyn mag als diese, und daß Ihr Helfer nichts dabei naß macht, als die Solen, und nicht die Augen!“

„Wie heißt das Wasser?“ fragte die Junge.

„Das Wässerchen hat einen prächtigen Namen, es heißt die Ruhme.“

„Ich werde Ihre Güte nicht vergessen,“ sagte die Junge.

„Güte! ein prächtiger Name für ein Paar nasse Sohlen.“ Ich bückte mich. Die Alte zog ihre Hand aus der Tasche, verbeugte sich desto tiefer, und sie stiegen in den Wagen. Daß die Junge, so weit ich ihnen nachsehen konnte, den Hebekopf von Zeit zu Zeit aus dem Wagen steckte, versteht sich, und daß mir die Ruhme von dem Tage an auf der hydrographischen Karte von Deutschland merkwürdig wurde, und daß ich weiß, sie entspringt auf

dem Harz, läuft bei Herzberg weg, zum Henker! das versteht sich auch. Denn ich war noch in meinen Zehnern. Und daß ich mich nun hinter den ersten wilden Rosenstock warf, und den Hebekopf der Kleinen schöner fand, als alle Köpfe, die an der Tyber ausgegraben sind, versteht sich.

So war nun auf einmal mein Kopf auf poetischen Boden gerathen; und so streifte ich rechts ab von der Landstraße, über Osterode, den Harz, Goßlar, nach Ilsenburg dem Brocken zu, und warf mich in jedem verschlossenen Thale hin, auf jeder schönen Höhe, und mahlte mir den Kopf der Hebe.

In Ilsenburg sah ich den Wagen der beiden Damen vor der Thür des Wirthshauses stehen. Da fing mir an das Herz im Ernst zu pochen; denn, siehst Du, Franz! das ist doch Gottes Finger, der uns hier wieder zusammen führt, dachte ich. Ich sprang in das Wirthshaus. Es war leer. „Was ist das für ein Wagen?"

„Er gehört ein paar Damen, die auf den Brocken seit gestern gegangen sind."

Ich ließ mir schnell einen Boten holen. Während dessen ging ich ins Gärtchen des Wirths. Ich pflückte eine weiße Rosenknospe, eine rothe, die hier erst so spät blühen, band

sie zusammen, nahm ein Papier, schrieb mit Bleistift ein paar Verse auf, die den Gedanken enthielten: überall beut, dir huldigend, Hebe, die Natur dein Bild, die Blume der Schönheit und der Unschuld. Das Papier wickelte ich unten um die Rosenstiele, befestigte die Blumen im Wagen an der Seite, wo das Mädchen saß, und nun nach diesem närrischen Streiche stieg ich den Brocken hinan.

Oben hörte ich erst, daß ein längerer und bequemerer Weg hinauf führt, und meine Damen waren schon fort, seit acht Stunden. Das war eben nicht sehr ominös von dem Himmel!

„Liebster Herr Brockenwirth, zwei Damen, nicht wahr? die eine alt?" fragte ich bestürzt und eilig.

„Ja, ja! alt wie der Teufel."

„Die Junge schön —"

„Schön wie ein Engel."

„Mit einem Kleide, schwarz —"

„Ja, schwarz wie der Teufel."

Der Kerl hatte den jungen Hasenfuß zum Narren, sah ich. Da fiel mir ein, daß alle Welt sich oben einschreibt. Ich ließ mir das Buch geben. Sechs Damen und ein Herr waren heute hier gewesen. Sieh, da stand ich nun vor den sechs Damen, und hatte das

Auslesen. Drei verheirathete Damen! allein eine Dame davon hieß: die Oberdeich-Inspektorin Liebing und ihre Tochter, Amalie! und dieser Name stand unter allen zuletzt. Ich fing an, meinen Brockenwirth über die Gesellschaft zu verhören. Er sprach von drei jungen Damen, wovon zwei aber schon, meinte er, recht gut zu den Damen von einem gewissen Alter gehörten. Da hatte ichs! Meine unbekannte Insel der Glücklichen hatte Namen, Länge und Breite. Mutter und Tochter, das war gewiß. Die jüngste schreibt zuletzt. Das ist nicht zu bezweifeln. Ich hatte ihren Namen, Amalie Liebing; und ich, ich durfte nur den Adreßkalender von Deutschland durchlaufen. Ein Oberdeich-Inspektor ist so leicht zu finden, als eine Hauptstadt.

In Holland oder an der Nordküste Deutschlands wohnt er ohnehin, weil es dort nur Deiche gibt. Ohnehin will ich dahin. Der Teufel, Franz, ich sah ganz deutlich, daß der Himmel mit meinem und Amaliens Herzen etwas vorhatte, und so nahm ich Abschied von meinem Wirthe, nachdem ich unter dem Namen Amalie geschrieben hatte: „Ich sah nichts, als deinen Namen hier. Dein Fr und von Ruhme.“ Und nun rannte ich hinab

zum großen Erstaunen meines Botens, daß ich weder die Teufels-Kanzel, noch den Aufgang der Sonne gesehen hatte.

Mein Wagen aber war fort. Eine Stunde nach mir kamen sie, erzählte mir der Wirth in Ilsenburg, auf mein Fragen, und setzte schlau hinzu: „Die schöne Jungfer fragte nach Ihnen mit eben solchen Augen. Ein Herr in einem grünen Rocke, jung, mit großen schönen Augen? einem grünen Tyroler Hut? mit einem Mantelsacke?"

„Fragte nach mir?"

„Zuerst wußte sie nichts; aber im Wagen mochte sie wohl ein Zeichen von Ihnen finden, und dann Ihr Mantelsack, den sie kannte."

„Und die Alte?"

„Pst!" sagte er — „nicht ein Wort wußte und merkte die."

Sieh, Franz, ich ging hinaus, und hätte fast unter dem freien Himmel, wie ein alter Ritter, meiner edeln Dame eine ewige Treue geschworen. Aber gesteh, der Liebeshandel war in jedem Sinne im guten Gange. Ich weiß ihren Namen, sie meine Liebe, und wir haben kein Wort gewechselt.

Aber lebe wohl. Mein alter Freund kommt. Ich höre seinen Gang auf der Treppe.

Lübeck.

Julius Blume an Franz Debord.

Ich wandelte lustig pfeifend meinen Weg nach Braunschweig zu, und ging mit dem Himmel eine ordentliche Wette ein. Führt der Himmel sie mir noch einmal auf meinen Weg, auf eine so närrische Weise: so nehme ich das so an, als habe er den Hebenkopf für mich bestimmt. Indeß ging ich doch nach Braunschweig gerade gegen Norden zu, weil ich voraussetzte, meine Deich-Inspektorin müßte ebenfalls nach Norden zu reisen. In Braunschweig gerathe ich in das Gewimmel der Messe, was ich nicht wußte, und in der That, ich erröthete vor Freude, weil ich fest glaubte, ein Paar Damen würden einer Messe nicht aus dem Wege fahren.

Ich laufe umher, und komme an eine Bude auf einem Marktplatze, wo wilde Thiere zu sehen sind.

Ich trete ein: wie hätt' ich weiter gehen mögen? und der Himmel hielt mir Wort. Da steht ihre Mutter und betrachtet nachdenkend einen ruhenden Löwen; Amalien sah ich von hinten. Sie stand vor einem Gitter, in dem ein männlicher Affe eingesperrt war. Der Ei-

genthümer der Thiere sprach dem schönen Mädchen Muth ein, dem Affen kühn ihre Hand in das Gitter zu reichen. Sie ließ sich bereden, und das häßliche Thier schmeichelte und liebkoste der schönen Hand.

„Ist er so freundlich?" fragte sie.

„Nur gegen Damen. Gegen alle Männer ist er höchst eifersüchtig."

„Mein Himmel!" fragte sie unschuldig — „Warum denn? das ist ja wohl nicht möglich?"

„Das sollen Sie sehen," sagte der Mensch. Er wendete sich an mich. „O, liebkosen Sie doch dieser Dame einmal, nur im Scherz!" sagte er mir. Amalie wendete sich um, erblickte mich, und erröthete. „Ich bitte Sie," sagte der Mensch — „Sie werden sehen, wie zornig er wird." — Franz, jetzt lache ich, aber damals nicht. Hätte eine Stimme vom Himmel gerufen: liebkose ihr! sie ist dein! es hätte keine andere Wirkung auf mich gemacht. Ich lächelte, ich umfaßte sie sanft. Das Thier gerieth in eine schreckliche Wuth. Sie floh.

Aber jetzt sah ich, was ich nicht bemerkt hatte. Mutter und Tochter waren sehr reich gekleidet. In ihren Ohren hingen Brillant-Ringe. Die Mutter sah sich jetzt nach mir um. Ich weiß nicht, ob sie mich erkannte.

Ich war besser gekleidet, als damals, da ich sie durch das Wasser trug. Der Anblick der Brillant-Ohrenringe, einer kostbaren Schmucknadel in Amaliens Haar, hatten mich mit meinem Mantelsäckchen auf dem Rücken, und meinen kleinen Hoffnungen auf einmal in eine so armselige Gestalt gebracht, daß der erste Moment darüber verloren ging. Die Mutter beugte vornehm das Haupt gegen den Thierwärter, Amalie machte mir erröthend eine kleine Verbeugung. Sie gingen, und ehe ich zu einem Entschluß kommen konnte, ihnen nachzugehen, rollte ihr Wagen mit zwei Bedienten hinten auf, dahin, und verschwand.

Die zwei Bedienten hinten auf, und die Brillanten brachten mich auf einmal, mit einer kleinen Schamröthe, aus dem Feenlande der Poesie in die Prosa zurück. Und nach drei Tagen, da ich sie vergebens im Schauspiel, auf der Maskerade, in allen Buden, wo etwas zu sehen war, auf der Messe gesucht hatte, fing ich an, für den Satz zu disputiren: daß der Himmel ganz unschuldig an allen den närrischen Händeln seyn könnte, und so, mit einem Pfeil im Herzen und einer Schamröthe auf den Wangen, ging ich meinen Weg gerade auf Lüneburg zu, machte auf der Haide, die recht für meine Gemüthsstimmung gemacht

war, ein Dutzend romantischer Plane, in denen ich Herr über so viel Brillanten war, daß der Thron des Großmoguls eine wahre Lumperei dagegen war.

Indeß, als ich die Thürme von Lüneburg sah, und die heimische Seeluft witterte, da kränzte ich den grünen Hut mit Haideblüthe, und pfiff den andern Weg nun lustig dahin, und erließ zuletzt dem Himmel unsere Wette ganz und gar.

Freilich, kam ein Wagen hinter mir her: so pochte mein Busen ängstlich, so — ich kam nach Lüneburg, ohne sie wiederzusehen. Die Brillanten um Hals, Arme und Ohr thaten das ihrige auch. Ich lächelte über mich selbst.

Lübeck.

Julius Blume an Franz Debord.

In Lüneburg laufe ich sogleich zu Seefelden. Ich finde ihn noch eben so begeistert unter seinen Noten und Instrumenten.

Ehe ich ihm ein Wort zum Willkommen sagen kann, ruft er: „O setze dich! du sollst etwas göttliches hören." Er spielt; er ist ganz

außer sich. Ich muß die Geige nehmen und ihn begleiten. Er springt auf, wirft sich an meinen Hals, und ist entzückt von meinem Strich. Ich frage endlich in einer Pause nach Frau und Kindern.

„Ist alles wohl, lieber Julius! Mein ältestes Mädchen, vier Jahr alt, singt schon ihr: Blühe liebes Veilchen! zum Entzücken. Meine Frau, mein Bruder Julius, sie hat ihre Stimme verloren. Ich möchte rasend werden. Sieh, welchem Elend der Mensch ausgesetzt ist! Die Stimme! Aber du mußt mir singen. Ich denke, du hast dich geübt. Deine Stimme war schön.“

Rundkopf, sieh, ich machte dem Menschen eine unendliche Freude; denn ich sang, ohne anzustoßen, vom Blatt weg, und sang mit Lust; denn ich konnte einen glücklichen Menschen machen.

Da rief er Frau und Kinder zusammen. Ich ging auf seine Frau zu, die ich nicht kannte, und die er ihrer schönen Stimme wegen genommen hat. Aber er riß mich an das Fortepiano, seine Frau drückte er auf einen Stuhl, und rief: „heißt Julius Blume, und singt wie ein Engel, liebe Frau! — Nun fang an, und gib Acht.“

Sieh, Franz, da hast du den ganzen

Menschen wieder, der um nichts zu beten weiß, als, daß ihn der Himmel vor dem Taubwerden behüten möge. Wie ich ausgesungen hatte, ging die Freude wieder von neuem an; seine Frau sollte mit Gewalt singen, und er sah aus, wie ein Verzweifelter, da es nicht ging.

Er hat hier ein Liebhaber-Conzert gestiftet, und er ließ nicht nach, ich mußte ihm versprechen, noch drei Tage zu bleiben und darin — zu singen.

„Du bist ein Narr!“ rief ich — „Ich will mich nicht zur Schau ausstellen.“

Aber das alles half nicht. Er schwur mir tausend Eide, es sollte nicht ein Mensch, nicht seine Frau, meinen Namen erfahren. Ich mußte. Der Tag erschien. Er schleppte mich mit Gewalt hin. Der Saal war in einem öffentlichen Hause.

Der ganze Saal war voll Menschen, und, was so einem Saale wohl ansteht, man hörte nicht einen Athemzug. Er hatte, wie gewöhnlich alle genialische Menschen, ganz Lüneburg mit seiner Begeisterung angesteckt.

Er kam zu mir, und flüsterte mir zu: „Mit einer Fremden sollst du singen, die hier im Hause wohnt. Ein Mädchen.“

„Schön?“

„O cantar che sembra d'armonia divina!“

„Schön?“ fragte ich — „Ich will mit keinem häßlichen Gesicht singen.“

„O Stelle! o dei!“ rief er — „o svave concento! o bellezza, leggiadria ed arte!“

„Ich frage, ob sie schön ist?“

Er antwortete mir italiänisch, wie er an diesem Tage fast immer redet: „Sento una dolce armonia ed un dolce coro di spiriti celesti s'io n'ascolto! o bellezza!“ Ich brachte nichts anders von ihm heraus als das.

Nun erschien auf dem Orchester eine Dame mit einem Schleier verhüllt. Mein Freund führte sie an das Fortepiano. Er zeigte ihr Noten, er machte sie aufmerksam auf einige Stellen, und schon suchte mich zwischen durch sein blitzendes Auge. Ich mußte endlich nur gehen. Ich trete an das Instrument. In dem Augenblick schlägt die Dame den Schleier auf, und Amalie steht vor mir. Sie war noch im Zuhören begriffen; sie sah mich nicht.

Ich hatte Zeit, mich von dem ersten heftigen Erstaunen zu holen. „Und nun du, Julius!“ rief er — „hier folgst du leise der Cadence dieser Dame Takt um Takt. Hier, merke das! denn du siehst gar nicht aus, als sähest du her.“

Hier wendete Amalie das Auge auf mich;

sie wurde sehr bestürzt; aber in dem Augenblick griff dieser Tyrann, der nichts kennt als seine Stimme, in das Klavier. Der Eingang war so kurz, daß sie kaum Zeit hatte, sich zu sammeln.

Ich mußte anfangen. Erst schwindelte es mir vor den Augen. Er sah mich wüthend an, und ich hob mit leiser Stimme an:

„Occhi soavi, e più chiari, che 'l sole,
Da far giorno seren la notta oscura
Riso, ch'acqueta ogni aspra pene e dura."

Ich hatte es vorher mit ihm singen müssen. Ich konnte es wagen, über das Blatt weg auf meine Sängerin zu sehen. Tausendmal hätte ich rufen mögen, was ich sang: „O liebliche Augen, funkelnder als die Sonne! Aus der Mitternacht macht ihr den heitern Tag! O Lächeln, du stillst jeden Schmerz des geängsteten Busens!"

Sie erröthete. Ihr Busen hob sich im langen Emporwallen. Jetzt zog sie den Busen voll Luft, und nun öffnete sie die Rosen ihrer Lippen, und — Franz! Franz! Engelstimmen zogen leise durch die Lüfte, wie er gesagt hatte. Es wurde ein Todtenstille im Saal. Kein Athemzug ging, man hörte das leiseste Moriendo der Stimme Ich betrachtete sie jetzt zum erstenmale; denn ihre Augen wa-

ren niedergeschlagen, und dunkle, lange Wimpern hatten sich über den blauen Himmel ihrer Augen gelegt.

Ich wußte nicht, daß ich jetzt singen mußte. Da erhob sich die schöne, dunkle Wimper von dem Auge, und die helle Seele strahlte aus diesem schönen, blauen Himmel mich an, um mir zu sagen, ich müßte anfangen.

„O cara!“ hob ich an, und um dieses schöne Schmeichelwort wand sich ihr: „o caro!“ — — „o mia sposa!“ und meine Seele gerieth in eine so heftige Bewegung, auf meinen Tönen schwebten — o das fühlte ich, o das fühlte ich in der bebenden Seele — die Liebe, die heißeste Liebe, der Sehnsucht sanfte Flammen, alle Eide der Liebe, der Zärtlichkeit.

Ihre Stimme fing an zu beben, als sie singen sollte: „sii fidele!“ Jetzt fielen wir Beide zusammen in dem Triumphgesang der glücklichen Liebe. O Himmel, Franz, ich sah mit Blicken, in denen Thränen der Freude zitterten, von Zeit zu Zeit sie an. Auch sie hob das Auge ein Paarmal zu meinem empor; und, als hätten die himmlischen Töne sie empor getragen auf Engelflügeln über das Leben, sah sie mich, nicht lächelnd, aber mit einem Blicke an, der wahrhaftig Seele war. Nun kam

die Cadence. Unsere Töne schlangen sich um einander, fest, leise und innig, wie die Arme treu Liebender. Auf einmal stieg ihre Stimme triumphirend empor, wie die Seele eines Seligen zum Himmel sich empor schwingt.

Sie warf einen schönen Blick auf mich; ich folgte ihr triumphirend. Es war, als sollte ich sie jetzt in den Arm schließen, und mit ihr empor steigen zu dem Himmel, wohin ihre Stimme vorhergegangen war. Wir endigten.

Seefeld sprang auf. Er rief, und Thränen liefen über seine Wangen, mit einer Begeisterung, die der ganze Saal mit ihm theilte: „come poss'io celato tener, Signora, il foco, se l'amore uscia per gli occhi?“ Er verbeugte sich tief vor ihr; der ganze Saal klatschte. Ich wollte mich nun zu ihr wenden; allein mein Seefeld nahm mich in seine Arme, und rief: „Da qual porta del ciel scendesti Giulio? Qual angel ha“ — „Ich bitte dich, Seefeld“ — rief ich, und drückte ihm die Hand auf den Mund. Aber wer kann diesen wüthenden Löwen zwingen? Er umarmte mich, er drückte mich an sich, er benetzte meine Wangen mit seinen Thränen. Er hielt mir eine lange Vorlesung über das Duett, über die Engelstimmen, über unser Zusammentreffen der Empfindung. „Kennte ich dich

nicht: ich schwüre, sie wäre deine Braut, die du hier wieder gefunden hättest. Ich will den ganzen Saal zum Zeugen nehmen, daß dieses die klare, kalte Wahrheit ist."

Er machte wahrhaftig Anstalt dazu, Wort zu halten. Ich schnürte ihm die Kehle fast zu; so erbost war ich. Nun ließ er mich fahren. Ich drehete mich nm, und Amalie war fort.

Ich fragte meinen Nachbar: „Wo ist die Dame?"

„Sie hat den Saal verlassen," war die Antwort. Nun kamen zwanzig Menschen, die mir Seefeld alle als begeisterte Freunde der Musik vorstellte, und die nach und nach mir Jeder seinen Beifall gaben, mit Worten, die kein Ende nahmen. Ich schlich mich endlich hinaus. Zu spät! Ich fragte den Markör, wo die Dame wohne. „Der Wagen hielt schon," sagte er — „die junge Dame nahm nur einen Mantel um, stieg ein, und fort sind sie."

Ich rannte zum Hause hinaus; aber wohin? Ich kam zurück, und fluchte meinem Seefeld alle Teufel über den Hals. Ich ging in seine Wohnung, und nun — — bedenke du mein Geschick! Das erste Mal trage ich sie schon, als sollte ich sie durchs Leben tragen. Ich erkläre ihr meine Liebe in Ilsenburg. Auf dem Brocken gibt mir der

Himmel ihren Namen. In Braunschweig befiehlt mir ein Fremder, ihr zu liebkosen; in Lüneburg befiehlt der Zufall mir öffentlich, ihr eine ewige Treue vor einem ganzen Saale voll Zuhörer zuzuschwören!

Wenn das ein Zufall ist, Franz: so nenne du Sommer und Winter, Frühling und Herbst, und die ganze Natur eine zusammengewürfelte Menuet! Ich habe nichts dagegen. Zufall! Ich habe das Wort immer gehaßt. Was wäre denn die Vorsehung, wenn der blinde Zufall mit seinem Arlekinsrocke und seinem Pritschholze als ihr Minister an ihrem göttlichen, ewigen Throne stände? Sieh, ich will lieber glauben, ich bin wahnsinnig, als daß es Zufall war, der uns so, so! zusammenführte.

Ob ich sie liebe? Die Frage mag ein Narr thun. Ich setze mein Leben dran, sie wieder zu sehen, und tausend, sie mein zu nennen, die mein ist. Denn ihr Blick, ihr Blick, wie wir empor stiegen unter den Worten: „son fidele“ sagte mir tausendmal: „ich liebe dich!“ Adieu.

Lübeck.

Julius Blume an Franz Debord.

Am andern Morgen ging ich wohlgemuth, den Kopf hoch empor tragend, meinen Weg ruhig auf Lübeck, und sang noch einmal mein: „occhi svavi —“ Ich war gewiß, wohin ich gehen würde, dahin müßte der Schutzgeist meines Lebens auch Amalien führen. Oberdeichinspektor Liebing! Pah, den kannte hier jedes Kind. Und der oberdeutsche Dialekt, und die brillantenen Ohrgehänge, was galten die gegen ihr: „O caro! o cara anima mia!“

Ich machte meine kleinen Anstalten, Franz. Wahrhaftig, das alles kostete nicht mehr Mühe, als in Göttingen einen meiner Landsleute zu bewirthen. Alles rückte von selbst an Ort und Stelle. In Lübeck, wohin ich wollte, wartete Amalie auf mich. Ihre Mutter war eine sanfte Frau, die mit meiner und ihrer Tochter Liebe durchsteckte, wie wir selbst. Meinen Plan, zu Schiffe zu gehen, hob ich auf, und so, unter diesen süßen Beschäftigungen einer bewegten Phantasie, kam ich in Lübeck an.

„Es wohnt hier,“ fragte ich den Unteroffizier, der mich examinirte — „eine Oberdeichinspektorin Liebing?“

„Ganz recht,“ sagte der Mensch, „Eine Wittib mit einer Tochter.“

„Ganz recht,“ sage ich, unbetroffen, daß alles so eintrifft.

„Ist aber, denk ich, auf einer Reise jetzt zu ihren Anverwandten im Hanöverschen?“

„Ganz recht,“ sage ich — „Wo wohnt sie?“

„Das Haus stößt Ihnen entgegen, wenn Sie auf den Markt kommen.“

„Stößt mir entgegen! Merke das Wort: entgegen!“

Ich gebe dem Menschen reichlich, und gehe frohlockend in die Stadt. Das Haus stößt mir entgegen, und ich erstaunte aufs neue; denn bei einem Auflaufe zu Lübeck, da ich vor ein paar Jahren hier war, und Dragoner auf den Markt sprengten, um die Menschenmasse aus einander zu jagen, rief mir eine Stimme zu: „Hier in dieses Haus gehen Sie! Hier finden Sie Rettung!“ Ich trat hinein, und blieb da, bis der Lärmen vorüber war.

Beim Himmel, ich hätte nicht gestutzt, und wäre mir Amalie entgegen gekommen, um mich zu empfangen; aber dieses Vorhersagen machte mich stutzig. Es war mir, als müßte ich mit meiner Jagdtasche auf das Haus zuge-

hen, schellen, und sagen: „Hier bin ich, meine Amalie!“

Die Fensterladen waren verschlossen; ich frage und höre, Madam Liebing sey verreist. Ich sah die Gasse hinab, ob der Wagen nicht kommen wollte. Er kam nicht, und ich suchte ein Wirthshaus.

Den andern Tag gehe ich vor dem Hause vorüber. Noch sind die Laden verschlossen, die Fenster oben im Hause verhängt. „Lange kann das nicht dauern,“ sage ich mit Herzklopfen, und gehe in ein Kaffehaus, dem Hause gegen über.

Nun aufgemerkt! An einem Tischchen saß, die Zeitung lesend, ein Mann, gelb wie ein Zigeuner, auf seinem Kopfe eine baumwollene Perücke, die er bald bei diesem Waarenartikel, bald bei jenem, auf dem Kopfe umher schob; denn sie war von allen Seiten recht. Schwarze, große Schifferhosen hingen, wie Säcke, an seinen Beinen herunter, als gehörte er zu den Neunaugenfängern, mit einem ledernen Gurt fest gegürtet. Sein Rock weit, wie ein Schlafrock. Von der Stirn unter der baumwollenen Perücke her bis an die Nasenwurzel lief eine dunkelrothe Narbe, die aussah, wie das rothe Fleischgewächs, das dem Truthahn über dem Schnabel her hängt.

Es war eine höchst drollichte Figur. Da öffnete sich die Thür, und drei junge Offiziere traten lärmend ein, liefen sogleich ans Billard, schrieen nach Kaffee!

Mein Schiffer sah einen Augenblick auf, und wieder in seine Zeitung. Er winkte dem Marqueur, und gab ihm seine Pfeife zum Füllen. Der brachte sie ihm. Er that einen Zug, warf die Pfeife auf den Boden, und sagte: „botmuil, von meinem tabacco.“ Der Marqueur sagte etwas. „Wat zegt de guit?“ fragte der Schiffer, und las weiter.

Der Marqueur stopfte eine andere Pfeife, mit Winken und Lächeln auf die jungen Herren hin.

„Ist der Tabacco so gut?“ fragte, ihm nachahmend, einer der jungen Herrn. Er schob ihm freundlich seine Dose hin, ohne ein Wort zu sagen.

Nun ging der Tanz los. Im Stopfen zerbrach er dem Schiffer, wie aus Zufall, die Pfeife. „Stop eene andere Piip!“ sagte der Schiffer sehr gelassen zum Marqueur. Nun stellten sich die drei Herren um ihn her; der Eine fragte ihn, ob seine Perücke eine Pariser Mode wäre; der Zweite wollte wissen, ob er in seinen Hosen seine Familie mitnähme; der

Dritte pfiff und sagte: „Es ist nicht wahr, daß die Truthähne kollern, wenn man pfeift.“

Der Schiffer las fort, und sah nur zuweilen über die Zeitung lächelnd weg.

Der Uebermuth der Menschen gegen diesen ruhigen Mann fing an, mich zu verdrießen. Ich brannte Hier wendete sich der Eine an mich; und sagte lächelnd: „Finden Sie die Perücke nicht allerliebst?“

„Mode ist sie nicht,“ sagte ich aufstehend, mit einem kalten Tone — „so wenig wie das Sitte ist, einen ehrlichen Mann zu verspotten, der nicht einmal unsere Sprache kennt!“

„Ah, ah!“ rief der Schiffer hier — „ich kann recht gut verstehen, was die Herren sagen. Ich bin ein Deutscher, und ein rechter!“

Die Herren gaben mir einen verächtlichen Seitenblick, und hoben aufs neue an, doch ein wenig milder.

Er endigte seine Zeitung. Nun stand er auf, und sagte mit einem sehr ruhigen Blick: „Kinderchen, ihr kommt wohl jetzt aus der Schule?“

„Was sagen Sie da?“ fragte einer barsch.

„Ich sage,“ fuhr er lächelnd fort — „voor te tweede maal, Kinderchen, Ihr kommt wohl aus der Schule?“ Hier steckte der Eine seinen

Degen an, mit dem Portepee, und sagte: „Sagen Sie das noch einmal!“

„Nun, wahrhaftig, Kinderchen,“ sagte der Schiffer jetzt — „so hat man Euch wenigstens zu früh von der Schule entlassen. Ich hielt Euch für Scholieren.“

„Was ist das?“ fragte Einer, der das Wort nicht verstand, auf ihn nahe zu tretend.

„Ein Schüler, Kind,“ sagte der Schiffer, mit einem höchst komischen Tone — „ist ein junger Mensch, der pfeift, um die Freude zu haben, einen Truthahn kollern zu hören — der keine runde Perücke leiden kann, weil unter seinem eigenen Haar das Gehirn noch nicht an Ort und Stelle ist — der Muth hat, wenn er einen unbewehrten Mann sieht, und vor dem Unglück erblaßt. Maar, das wird sich geben, wenn Ihr erst den gehörigen Ballast an Jahren und Verstand geladen habt.“

Das alles kam so trocken hervor, so seltsam trocken und komisch, daß meine jungen Herren einen Augenblick lang doch nicht recht wußten, wie sie dazu aussehen sollten.

„Was, Herr!“ rief der Eine endlich — „was sagen Sie da?“ und griff nach seiner Brust.

Hier sprang ich vor. „Meine Herren,“

rief ich — „ich werde nimmermehr zugeben, daß Sie diesen Mann mißhandeln.“

„Welche andere Genugthuung können wir von einem Schiffer haben?“ rief der Eine hitzig. Die Andern riefen es ihm nach. Der Schiffer stellte sich zum Schutz hinter mich. Sie wollten um mich weg.

Ich faßte des Einen Hand, und rief ihm zu: „Ich leide es nicht, daß eine Hand den Mann berührt Ich stehe Ihnen zu Dienst; und nehmen Sie, als hätte ich Ihnen gesagt, was der Mann gesagt hat.“

Da trat mein Schiffer hinter mir hervor. „Also Offiziere sind die Herren? das ist ein anderes!“ Er setzte seinen runden Hut auf, der fast so groß war, als ein Sonnenschirm. „Ich bin Capitain im Dienst der Flotte seiner Hoheit des Erbstatthalters von den vereinigten Provinzen, so ohngefähr, was zu Lande ein Generalmajor ist, Kinderchen, wenn Ihr etwa noch nichts von einem Schiffskapitain gehört hättet. Und so, Kinderchen, will ich einmal probiren, ob Euch das Herz auf einem bessern Flecke sitzt als das Köpfchen.“ Er ging an die Thür, und rief in einem furchtbaren Basse durchs Haus: „Willem!“

Da trat herein ein Bursche mit einem runden Gesicht voll Freundlichkeit, das blonde

Haar um den Nacken kurz abgeschnitten, mit großen Schifferhosen, ein Bandelier um die Schulter, worin ein türkischer Säbel hing, eine rothe Matrosenmütze auf dem Kopfe, und einen Korb mit Zitronen in der Hand, die zum Punsch am Abend sollten, wie er sagte. „Miin Heer!“ rief der Bursche, als hätte er den Sturm zu überschreien. „Hol vier Pistolen! meine besten! und Pulver und Blei!“ sagte der Capitain holländisch.

Der Bursche nickte, und sah dann uns junge Leute der Reihe nach so komisch an, als wäre von seinen Zitronen nur die Rede. Die jungen Herren lächelten; aber doch mit Gesichtern, die sich rötheten.

„Wackerer Bursche!“ sagte der Capitain zu mir, mir die Hand schüttelnd — „Ich will die jungen Herren ein wenig, troz meiner unmodigen Perücke, in guten Sitten unterrichten.“

Da kam Willem mit seinem Korbe und dem komischen Gesichte zurück Auf den Zitronen lagen vier Pistolen in Silber gefaßt, köstliche Arbeit; unter dem Arm trug er einen Säbel, mit einem goldnen Griff und von hohem Preise.

„Wenn's Ihnen gefällig ist, meine Her-

ren," sagte der Capitain, und ging voran, seinen Säbel über die Schulter hängend.

„Borsten! Borsten!" sagte der Bursche, hinter uns her ziehend. „Gij weet niet, ween gij voor hebt!" das wiederholte er alle zehn Schritte. Die Herren fingen unter einander an zu reden.

„Herr Capitain," sagte der Eine — „erst müssen wir wissen, wer Sie eigentlich sind."

„Kind, Kind, komm nur mit! ich stehe Ihnen dafür, das sollen Sie erfahren. Ich habe mein Patent bei mir."

Sie folgten. Mein Capitain redete holländisch mit seinem Willem über die Saat, so ruhig, so ruhig, als säße er vor seinem Theetische. Wir kamen in einem kleinen Gehölze an.

„Sind sie geladen, Willem?" fragte der Capitain.

„Ja!"

„Frisch?"

„Nein! seit acht Tagen!" Willem that Pulver auf die Pfannen. Während dessen sagte der Bursche dem einen Offizier, mit einer Treuherzigkeit ohne Gleichen, und leise, daß es sein Herr nicht hörte: „als ik ju een raad schuldig ben, zo kies den Sabel, jonge

Mensch! mijn Heer schiet op den Knoop af!"

„Ist gefällig," sagte der Capitain — „die Pistolen erst zu probiren? denn es sind meine. Aber sie sind auf den Schuß." Er nahm eine und sagte: „Wirf eine Zitrone in die Höh, Willem!" Der Bursche warf eine Zitrone in die Höh. Der Capitain zielte, schoß, und die Zitrone fiel hoch aus der Luft in kleinen Stückchen wieder herab.

„Kies den Sabel!" flüsterte der Bursche den Herren zu.

Ich erschrack; noch mehr die drei Herren, deren Augen in der Luft hängen blieben, wo die Zitrone getroffen war.

„Herr Capitain," sagte ich — „es kann nicht Ihr Ernst seyn, einen jugendlichen Muthwillen so zu strafen!"

„Muthwillen? Muthwillen? Ich habe um weniger den Uebermuth gezüchtigt, den Uebermuth, den ehrlichen Bürger, den ruhigen Bürger anzugreifen, da zu trotzen, wo die Wehrlosigkeit Mitleiden geböte."

„Herr Capitain," sagte ich — „die Herren werden ohne Zweifel einsehen, wie groß ihre Schuld ist." Sie näherten sich. Er sah ihnen ernst in die blassen Gesichter. Sie baten ihn um Entschuldigung ihres Muthwillens.

„Ich hoffe,“ sagte er — „Sie werden so bald die Lehre des alten Capitains nicht vergessen.“

„Nein, mein Herr,“ sagte der jüngste, ein Mensch mit einem schönen Gesicht und funkelnden Augen — „aber so gehe ich nicht von Ihnen.“ Er griff nach einer Pistole.

„Denk eens!“ sagte Willem voll Erstaunen, und stellte sich zurecht, um zuzusehen. „Ter Duivel!“ Der Capitain lächelte. Der junge Mann stellte sich, mit vor Muth funkelnden Augen, aber mit einer zitternden Hand. Der Capitain schoß durch die Spitze seines Hutes. Hier warf der junge Mensch die Pistole weg, und warf sich mit nassen Augen an des Capitains Brust.

„Sie haben mich geehrt, Herr Capitain! Jetzt bitte ich Sie, mir zu verzeihen.“

„Ich verzeihe Dir, mein Sohn,“ sagte der Capitain, den jungen Mann mit Freude an sein Herz drückend — „aber Ihr Leben, mein Herr, ist zu edel, als daß Sie es je wieder auf die Mündung einer Pistole setzen sollen.“

Hier nahm der Capitain, mit einer wahrlich edlen Stellung, seinen Regenschirm von Hut vom Kopfe, und sagte: „Meine Herren, ich danke Ihnen!“ Sie bückten sich. Den Jüngsten bat er Abends auf einen Punsch.

„Nein, Herr Capitain,“ sagte er — „Ihr Anblick würde mich zu schmerzlich an heute erinnern.“ Willem gab ihm die Hand, und sagte gebrochen: Jonge Heer, ik habe von Harten leef.“

Die Herren gingen, und ich blieb bei meinem Capitain zu einem Punsch.

Lübeck.

Julius Blume an Franz Debord.

„Großer, edler Mann!“ sagte ich, da ich mit ihm auf seinem Zimmer allein war.

„Der eine Schwalbe im Fluge aus der Luft holt Pah! denn sonst wäre es eine gemeine Schlägerei geworden, wo einer der Herren mir noch eine Narbe hätte machen können, obgleich diese da — eine Art Ehrenzeichen ist. — Aber thut nichts, lieber Junge,“ setzte er hinzu, mir freundlich die Hand schüttelnd — „wollte Gott, das Feuer der Begeisterung brennte bis ins Grab! Aber die Eitelkeit läßt es ausgehen, oder die Dummheit unterhält es, und das — ist am Ende eins.“

„Wie meinen Sie das, Herr Capitain?“

„Sieh, du hältst deinen Liebeshandel, wenn du gerade einen hast, für den Mittelpunkt, um den Himmel und Erde, und der Thron, auf dem die Vorsehung sitzt, sich herum drehen.“ Ich erröthete, denn er traf mich recht eigentlich — „Das begeistert, sich so hoch gehalten zu sehen. Nachher verbessert man seine Rechnung; aber nur ein wenig. Man hält sein Leben mit seinen Planen für alles; dann, wenn man sieht, wie wenig das ist, sein Jahrhundert. Das kühlt das Herz schon ein wenig ab, da man neben einem Jahrhundert eine kleine Figur spielt. Hat man offne Augen: so schrumpft das Jahrhundert so gut zusammen, wie der erste Liebeshandel; man zählt nach Jahrtausenden, und zuletzt wird die Zeit sogar zu einem Irrthum in der Rechnung Wo bleibst du da, mit deinem heiligen Feuer auf dem Altare deiner Vesta?“

„So wäre die Begeisterung eines Tugendhaften die ärgste Thorheit!“

„Sagte ich das? Aber in dem kleinsten Leben spiegelt sich das Leben des Weltalls, Gott selbst. Zu dem Ozean gehören alle Tropfen. Jede Thräne muß ihren Zehnten dazu abgeben. Wer das fühlt, dem kann die Zeit ein unendlicher Rechnungsfehler dünken, und das ewige Feuer brennt doch in seinem Busen fort. Wir

legen unser Leben wie ein Ei in die dunkle, unbekannte Ewigkeit; wie das Insekt seine Brut in die Erde, ohne zu wissen, was daraus wird. Himmel, wir sind nicht besser daran, als die Insekten; aber das ist unsere Tugend: mehr wollen als das, und es wollen bis ans Grab!“

Franz, ich saß vor dem Menschen, roth wie ein gesottener Krebs; denn er saß und redete mit einer Freundlichkeit, ohne alle Feierlichkeit, und mitten im Zimmer stand sein Willem, und heftete Blicke voll Güte und Liebe auf seinen Herrn, als ob er alles verstände, was der sagte.

„Wie heißt Du?“ fragte er endlich, und nahm sein Glas, um auf meinen Namen mit mir anzustoßen.

„Blume. Und Sie, Herr Capitain?“

„Fast eben so,“ sagte er freundlich — „Capitain Bloem, aus Ostfrießland. Zum Henker, das freut mich. Ich möchte sagen: fast mehr, als dein Eifer, mit dem du mir zu Hülfe flogst. So ist der Mensch! und ist es denn nicht gut, daß er so ist? Blume, Bloem. Er gab mir die Hand. Und wer weiß — laß mich das immer denken — ob nicht vor Jahrhunderten unser Ahnherr derselbe

Mann war, ein ehrlicher Mann. Wir wollen wenigstens so thun! Dein Vaterland?"

Ich erzählte ihm. Er hörte mit Vergnügen zu, und nickte, um mich fortfahren zu lassen.

„Das kann Sie kaum interessiren, Herr Capitain!"

„Was sonst, als das?" frage ich — „Ich bin nicht Vater. Manchmal bilde ich mir wohl ein, der da wäre mein Sohn." Er zeigte auf Willem. „Sieh, die schönste Frucht in meinem Lebens-Paradiese habe ich nicht gekostet. Wie ich jung war, da —" hier schlug er das Auge nieder, zwar lächelnd, aber doch, als ginge ein ehemaliger, großer Schmerz an seiner Seele leicht vorüber. „Nachher zeichnete ein französischer Säbel mein Gesicht so," — er zeigte auf die Narbe — „da wars vorüber. Aber erzähle Du! Ich wollte, es ginge auf der ganzen Erde nichts Merkwürdigers vor, als das, was du erzählst von der Liebe, von dem Frieden, von dem Glück deines väterlichen Hauses."

Er fragte nach meinen Planen. Ich sagte ihm, ich hätte den gehabt, die Welt zu sehen.

„Die Welt?" rief er lebhaft — „Eine Reise hier im Zimmer ist so gut, als eine um die Erde. Hier hast du nur uns Dreie, die

Repräsentanten des Menschengeschlechts. Ob ein Turban, ob ein Hut, ob eine Matrosenmütze, ob ein Geflecht von Binsen, ob gar nichts über das Gehirn gedeckt ist, ist eins. Das Gehirn ist dasselbe. Es greift nach Wahrheit, und faßt, wie ein Träumender, statt seiner Gestalten, die ihm der Traum vorhält, nichts. Wir suchen Wahrheit, Tugend und Liebe, und finden sie, wenn nicht in unserer eigenen Brust, nirgends; aber daß wir sie suchen, suchen müssen, daß der Wilde im Feuerlande seine Träume so gut hat, als wir; daß sein Gehirn weit genug ist für eine Sehnsucht nach dem Unbekannten, so gut wie deines — das! das! das! das ists, was kein Philosoph weg disputiren kann! Daß der Wilde, der mit der Natur um seine ersten Bedürfnisse sein Lebelang im blutigen Kampfe liegt, der vor dem großen Geiste nur zittern kann, ihn nicht lieben darf — daß dieser Wilde das Menschenblut seines Feindes, das er vergossen hat, glaubt versöhnen zu müssen — das, mein Sohn, spricht stärker für das Daseyn der Tugend, als alle eure Beweise, an die der Erfinder selbst nicht glaubt! Wir suchen hier Wahrheit, Tugend und Liebe. Die Keime liegen in unserer Brust, nur muß unsere Brust, wie ein Weitzenkorn, erst in die

Erde gesenkt werden, ehe sie aufgehen und Frucht tragen können."

Hier sah er auf, und reichte seinem Willem die Hand, die dieser, mit einem Strome von Gutherzigkeit in seinem Auge, ergriff.

Es war spät. Ich wollte gehen. „Es ist dir wohl eins, mein Sohn," sagte er — „wo du wohnst? In dem Fall bleib bei mir!" Er sah mich still und ernst an. Ich sagte sogleich ja. — „Aber als ein Sohn bei dem Vater." — Ich sagte wieder ja, und gewiß mit einem Gesicht voll zärtlicher Liebe. Da nahm er mich an seine Brust. Ich weiß nicht, Franz, er war so seltsam bewegt bei dieser Umarmung. Ich möchte wohl seine Schicksale von diesem Herzen schon herab haben. Er ließ mir ein Zimmer geben neben seinem, und wir waren eingerichtet.

Am andern Morgen gab er mir zwei Banknoten, Taschengeld für diesen Monat, mit einem Gesicht voll Gutherzigkeit, Treue, und zartem leisen Schmerz, daß ich allein um dieses Zuges eines geistigen Schmerzens willen nicht hätte nein sagen können. Aber ich hatte auch nicht das närrische Gefühl von Schaam, was Einen sonst bei Geschenken von Fremden niederdrückt. Es war mir, als müßte das so seyn. So gab er, so nahm ich.

Die eine Banknote bestimmte ich sogleich für meinen Vater; doch wußte ich nicht, sollte ich sie selbst hinausbringen, oder hinaus senden. Sieh, so lebe ich bei meinem zweiten Vater. Es geht kein Tag hin, an dem er mir nicht ein Geschenk macht, dessen Wunsch er aus meiner Seele mit seiner eigenen freundlichen Art, die Niemand merkt, herausgestohlen hat. Ich habe nie einen Menschen gesehen, der weicher und fester zu gleicher Zeit wäre, als der Capitain Bloem; nie einen, der kälter, besonnener, und, ist er entschlossen, rascher und begeisterter wäre, als er.

Ein Wort kann ihn in Bewegung bringen, eine Erinnerung sein Auge feucht machen; und stürzte die Welt zusammen: ich bin überzeugt, er würde nicht zittern. O Franz, Franz, wie danke ich dem Zufalle, der mir ihn gab! Zufall? Zufall? schon wieder! — —

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Die Bibel, mein treuer Roger, hat Recht und immer Recht, wenn sie sagt: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! ob sie das gleich

in einem andern Sinne gemeint haben mag. Ich habe unter den Palmen Indiens gewandelt. Ich habe unter den Ruinen Palmyras und Istakhar getrauert, mit den Wellen des Ganges habe ich meinen heißen Busen gekühlt. Die Riesenströme Amerikas haben mein Boot aus Baumrinde getragen. Ich stand unter den Naturkindern Otaheitis, und unter den unglücklichen Schwarzen der Linie. An der Gränze unserer Welt, in China, bin ich gewesen, und überall, Roger, war ich ein Fremder, der unter ihnen allen, obgleich Menschen, wie ich, nicht zu Hause gehörte. „Ist denn des Menschen Herz so eng," rief ich oft, mich mit Schaudern abwendend — „daß ich den Bach nicht vergessen kann, der an meines Vaters Garten unter Blumen weglief?"

Dieser Bach war mir allein der Strom des Paradieses, die Linde vor unserm Hause der wahre Lebensbaum. Auf den zollhohen Wellen des Bachs hüpften meine Wünsche, wie mein Leben; auf dem Hügel hinter dem Garten stieg meine Morgenröthe empor und meine Sonne, die mein Leben erleuchtete und befruchtete. Guter Roger, ist das Herz so eng oder so glücklich? — —

O sieh, sieh, wie ich das Boot bestieg, das

mich an den heimischen Boden trug, wie ich über die Sandbänke wegglitt, und ich nun die Bäume erkannte, und jetzt die Dächer der Häuser sah, und jetzt die beiden Thürme von Travemünde: o wie flog da mein Herz anders und fröhlicher, als da ich nach einer langen, gefahrvollen Fahrt den Tafelberg sah, und das fremde Land, und die luftigen, durchsichtigen Palmen!

Ich stürzte in das offne Thor, wie in die Pforte des Himmels hinein. Ich warf mich an die Brust des ersten Menschen, der mir begegnete, eines armen Teufels, der nicht wußte, wie er zu dieser Umarmung, und noch viel weniger, wie er zu meiner Geldbörse kam, die ich ihm in die Hand drückte. Mein Willem, der kein Vaterland hat, als das Schiff, auf dem er gebohren wurde, und das Meer, das ihn erzog, theilte nur meine Freude aus Liebe für mich. Aber es jammerte mich, daß er nie meine Freude haben kann. „O," rief ich selig meinem Willem zu — „hier will ich leben und sterben, und wäre ich so arm wie eine Schiffsratte nach einer Farth bis in die Südsee."

„Neen! neen!" rief der ehrliche Bursche — „ik kan manden vlechten! en —" Er zeigte mir seine beiden nervichten Arme. Ich

flog nach Lübeck. Da ließ ich meinen Willem mit meinen Sachen, und ich lief, wie ein Jüngling, der seine Braut aufsucht, nach dem Dorfe, wo mein Vater mit uns gelebt hatte. Das rothe Dach, auf dem jetzt altes Moos wuchs, schimmerte mir aus den hohen Ulmen freundlich entgegen. Alles war verändert; die Linde vor dem Hause war abgehauen. Aber der Bach floß noch; noch stand in der Ecke des Gartens ein Birnbaum, den ich gepflanzt hatte. Er war alt geworden, wie sein Pflanzer.

Nun kam der zitternde Gang nach dem Kirchhofe, zu dem Grabe meiner Eltern. Ach, ich fand ihre Gräber nicht mehr! In ihrem Staube, zu dem ihre Herzen zerfallen waren, zerfielen jetzt andere Herzen. Der Todte ruht in dem Staube der Todten. O wie mich das bewegte! mehr als Alles!

Da war die Pfarre In der Thür stand ein Kind, ein Mädchen von zehn Jahren, gerade wie des Pfarrers Tochter, mit der ich die unschuldigen Spiele der Kindheit spielte. Hanchen hieß sie. Unser Spielplatz, ein Todtengewölbe, von Spanischem Flieder beschattet, war noch da Meine Jugend zog vor mir, wie eine Schaar Traumgestalten, im Triumphzuge vorüber. Ich schenkte dem kleinen Mäd-

chen, das aus Neugierde heran kam, um zu sehen, was der Alte auf ihrem Spielplatze machte, und mir freundlich sagte, sie hieße Hanchen, eine Schnur schöner Perlen, die ich wahrhaftig eingesteckt hatte für ihre ältere Namens-Schwester. Denn war's mir denn nicht, als müßte ich Hanchen noch als Kind antreffen?

Ich ging an der Schule weg, aus der das Geräusch der Stimmen hervorbrach, auf das ich so oft in der Kindheit mit einer Art Andacht gehorcht hatte, mit dem Wunsche, mein Vater möchte mich doch dahin gehen lassen.

Dann trat ich in mein väterliches Haus, mit einem Schauer. Ich öffnete das Wohnzimmer. Da stand ein schlichter hölzerner Tisch, Bänke standen umher; die Armuth wohnte in dem Zimmer, die Arbeit, die Sorge, wo sonst die Liebe, die Freude, die Wissenschaft, die Musen gewohnt hatten.

Ich ließ mir das Zimmer zeigen, wo ich gebohren war. Man zuckte die Achseln. Eine Sterbende lag darin. Mich schauderte. Ich gab den Leuten, ich gab. Mein Herz war zerschmolzen, und floh wieder nach Lübeck zurück.

Morgen oder übermorgen gehe ich nach Dünhof, wo mein Bruder wohnt. O Roger,

mit einem zitternden Herzen mache ich diesen Weg. O vielleicht finde ich wieder dort auch die Linde abgehauen, unter deren schönem Schatten das Kind spielte; statt der liebenden Mutter mit dem gebornen Säugling am sel'gen Herzen, eine Sterbende!

Du weißt ja, du weißt, daß ich ihm, daß ich dem geliebten Bruder das Mädchen gab, das ich so zärtlich liebte; und hier höre ich, wie ich mich unter der Hand erkundige, er habe eine arme Waise geheirathet, eine Kaufmannstochter.

„Kann seyn," sagte ich fröhlich — „denn daß er in Dünhof wohnt, machte mir gewiß, Regine sey seine Frau. Seinem Schwiegervater gehörte das Gut in Dünhof."

„Nein," sagt man mir — „Dünhof hat er geerbt von dem Rath Brackenbusch, dessen Tochter, die unglückliche Frau! an den geheimen Legationsrath Blume verheirathet war."

„So lebte des andern Blume Schwiegervater mit seiner Tochter — sie hieß Regine, in Dünhof?"

„Nein, so hieß die Geheimeräthin Blume. Die heißt Luzie."

Das hörte ich: und nun sitze ich hier, und

käue den alten Schmerz wieder, und frage: „Regine ist todt? todt Regine?“

Ich will hinaus. Meine Narbe verstellt mich hinlänglich. Ich will ihn sehen, den geliebten Bruder. Er soll glücklich seyn, sagt man: seine Frau ein Engel. O wie könnte er, wäre Regine todt! Aber ich bedenke nicht, daß vier und zwanzig Jahre die Schmerzstillenden Flügel so vieler tausend Minuten über seine Wunde gebreitet haben, und ich! — ich! — O sieh, Roger, jetzt fallen die Unglücksfälle von vier und zwanzig Jahren mit einem Mahle über mein Herz!

Aber auch ihre Freuden! Guter Gott! Guter Gott! wie verlange ich, wie zittre ich! aber er ist glücklich! O ich bin es jetzt schon!

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Eine jugendliche Ungezogenheit, lieber Roger, machte mich mit einem braven jungen Menschen bekannt, und wie ich recht hinsehe, und recht hinfrage, Roger, ist er der Sohn meines Gustavs, meines Bruders Gustav!

Wie er den Namen Blume nannte, sieh, Roger, da schimmerte ja auf einmal die ganze Gestalt meines Bruders aus dem Jüngling hervor. Es war sein sanftes, treues Auge, sein Lächeln mit ein wenig mehr Muthwillen; denn Gustav konnte es nicht einmal bis zum Muthwillen bringen.

Da stand ja mein Bruder vor mir. Ich hatte alle Mühe von der Welt, meiner raschen Empfindung Herr zu werden, die mich in seine Arme werfen wollte. Ich behielt drum meinen holländischen Namen Capitain Bloem gegen ihn.

Ich bot ihm an, bei mir zu bleiben. Das nahm er an mit dem Freimuthe eines Jünglings, der sich nicht wegwirft.

Und nun, nun Roger, ließ ich mir von ihm erzählen, die Begebenheiten seines Vaters, die rührende, Herz-zerbrechende Geschichte Reginens. Wie er die ersten Worte sagte, aus denen schon hervorging, welch ein Schmerz auf mich wartete, da setzte ich meinen großen Huth auf, des Lichts wegen, wie ich sagte. Ach, nein, um meine nassen Augen dahinter zu verbergen. Er erzählte, was ich dir jetzt nicht erzählen kann, Roger. Mein Herz brach ja schon einmal. Mein älterer Bruder ist ein Bösewicht. O ich kannte ihn immer, den kal-

ten Heuchler, der auf der Welt nichts Edleres kennt, als ein Zahlbrett, und eine Titelkammer, der nichts achtet, als den Rang und den Geldsack, an keine Tugend glaubt, als an eine, die ein Fürst belohnen kann. Ich kannte ihn; der sanfte Gustav kannte ihn nicht.

Er begriff nicht einmal, wie es solche Menschen geben könne.

Durch eine unerhörte, niedrige, aus tausend Spitzbübereien zusammen geflickte Betrügerei riß er meinen Bruder Gustav von Reginen ab, und — o der Mensch! der abscheuliche Mensch! — weil Regine reich war: so betrog er auch sie um ihre Hand. Regine wurde seine Frau. Der Gram tödtete die Arme nach einigen Jahren schon. Gustav sprach sie eine Stunde vor ihrem Tode. Selbst dieser einzige, schmerzlich-freudige Augenblick ist eine Quelle für seinen Haß geworden. Er hat seinen betrogenen Bruder nicht wieder gesehen.

Da hast du in ein paar Worten die Jammer-Geschichte. Die Erzählung kostete mir und meinem Willem den Schlaf. Ich warf mich seufzend umher. Da kam Willem. „Capitain, die Erzählung des jungen Menschen hat Euch sehr gerührt. Ich will bei Euch bleiben, und mit Euch plaudern.“

„Das thu,“ sagte ich. Aber noch immer

seufzte mein Herz heimlich, trotz der Liebe des guten Menschen.

Gottlob! den Sohn des Bruders habe ich; er ist ein guter Mensch! Was will ich mehr?

Ellerau.

Capitain Bloem an Roger.

Hier liege ich vor Anker, lieber Roger, in einem Sumpfe voll Ellern, von denen das Dorf den Namen hat, und fange Grillen, weil hier sonst gar nichts zu fangen ist, nicht einmal die Hamburger Zeitung.

Ich frage meinen Neffen endlich: „Ist denn Dünhof weit von hier?“

Der junge Mensch erröthet und sagt stockend: „So weit eben nicht.“ Dann lächelt er; aus dem Lächeln wurde ein lautes Lachen. Er fiel an meine Brust, und rief: „Ich schäme mich, es Ihnen zu sagen, Capitain. Es ist höchstens zwei Meilen von hier.

„Was zum Henker, junger Mensch! und du hast noch nicht an deines Vaters Brust gelegen?“ Er seufzte, aber doch komisch genug,

um mich in Ruhe zu lassen. „Oder hat der junge Herr Dinge gemacht, die — —“

„Ja, Dinge, schöne Dinge,“ hob er an — „aber nur auf meine eigene Rechnung. Meinem Vater half der Blitz, das Element des Feuers, zu einer Geliebten, und mir das Element des Wassers, der Brocken, ein eifersüchtiger Affe, ein Konzert, und wenn gar die Vorsehung mit im Spiele ist: so, Capitain — oder —“ hier fing er an ernsthaft zu werden. Auch gefiel mir es nicht, daß der junge Mensch von seiner Liebe in Lachen redete.

Er sah mich an, fiel an meine Brust mit dem jugendlichen Ungestüm einer schönen Leidenschaft, und nun hob er seine Zauberformeln an. Aber es gefiel mir von dem Burschen, daß, obwohl er, wie jedes junge Herz, zu jedem Gleichnisse die Ewigkeit mißbrauchte, und seine Beschwörungen bis zu den letzten Sternen an der Gränze der Schöpfung hinauf sendete, dem Schicksal, dem furchtbaren Schicksal, das mit der Allmacht des Ewigen dahin schreitet — O fast möchte ich sagen, ohne seine Liebe, taub für Gebete und Aechzen — obwohl er diesem Schicksal den Handschuh zuwarf, als wäre es ein Jüngling aus Staub gebaut — es gefiel mir, daß er, trotz dieser

Begeisterung, Sinn für den Rath eines Mannes hatte.

Wollte ich seinen Versicherungen trauen: so war die ganze Schöpfung in Bewegung gewesen. Die Natur hatte alle ihre Allmacht daran gewendet, ihn mit seiner Dulcinea zusammen zu führen. Und wie er das Ding stellte, kam es drolligt genug heraus. Er trägt ein Mädchen durch ein Wasser, bei Göttingen, findet sie wieder auf dem Harz, erklärt seine Liebe, ohne ihren Namen zu wissen, erfährt ihren Namen aus dem Brockenbuche In Braunschweig heißt ihn ein Fremder sie lieben, da er sie wieder sieht. In Lüneburg singt er ein Duett mit ihr, das ein Versprechen ewiger Treue enthält, und in Lübeck, wohin er geht, wohnt sie. Toll genug, um einem jungen Menschen, aus solchem heißen Stoff zusammen gesetzt, wie er, den Kopf zu verwirren.

Ich lächelte; das nahm er übel. Er versicherte mir so ernsthaft, daß es mehr die Sache des Himmels wäre als seine, und daß, obwohl er mit seiner Amalie nicht ein Wort gesprochen, er sie eben so begeistert hätte, als sie ihn, daß ich mich wohl ergeben mußte.

Kurz, die Sache war wenigstens des Ansehens werth. Ich hielt meinem Burschen eine

Vorlesung, wie wenig das sey, was er von ihr wisse, ihren Namen und ihre Stimme. Aber hatte sie nicht wunderschöne Augenwimpern? Nicht eine Nymphengestalt? nicht ein blaues Auge, das mit dem Himmel um die schönere Farbe stritt? mit den Sternen um den schönern Glanz?

Kurz, mein Neffe überzeugte mich, daß er sie kannte, und so setzten wir uns nieder, und fingen an zu überlegen, wie das Ding anzufangen sey. „Wenn es so ist, wie du sagst, Julius," sagte ich endlich — „so hat die Vorsehung noch mehr gethan, als du weißt. Ein rascher Südwind flog auf am Südpol, um hier deine Liebe zu unterstützen, und trieb den Capitain Bloem von dem Vorgebürge der guten Hoffnung mit vollen Seegeln nach Ferrol. Da erhob ein West, der ohnehin immer der Diener der Liebe ist, seine Flügel, und jagte mein Schiff mit dem ehrlichen Capitain Bloem und seinem reichen Taschenbuche durch den Kanal, durch den Sund, als hätte ich nichts in Europa zu suchen, als der Frau Oberdeichinspektorin Liebing einen Besuch zu machen."

„Sehen Sie, mein Vater, sehen Sie!"

Ich konnte unter hundert Orten wählen, ans Land zu gehen, und wählte gerade Lübeck,

gerade das Kaffeehaus, das ihrem Hause gegenüber liegt. Dein Schutzgeist trieb mich in die Kaffeestube, sandte ein paar Narren, und —"

„Und, der Teufel!" rief er hoch aufspringend — „sehen Sie nur! O sehen Sie, Da hält ihr Wagen. Da steigt sie aus, Mutter und Tochter! O sehen Sie, diese edle Gestalt! sehen Sie!"

Wahrhaftig, Roger, ich erstaunte. Denn wahrlich, Mutter und Tochter stiegen eben aus. Die Vorhänge flogen empor. Das Mädchen legte sich ins Fenster. So viel ich sehen konnte, war es ein hübsches Gesicht. Er schwur, er könne jeden Zug erkennen.

Nun wurde die Sache ernsthaft. Ich konnte ihm nicht mehr ableugnen, daß der Zufall zum mindesten die Gestalt der Absicht genommen hätte. Ich erkundigte mich nun ein wenig prosaisch bei meinem Wirth nach der Familie, und hörte von dem Mädchen in der That Nachrichten, die meines Neffen Aussage bestätigten. Die Mutter war eine strenge Frau, eine vorsichtige Hüterin der Sittsamkeit ihrer Tochter. Die Mutter lebte im Wohlstande, ohne reich zu seyn, von einer reichen Leibrente, die aber bei ihrem Tode wegfiel. Die Tochter also war arm. Das erleichterte mein Geschäft,

und warf meinen Plan nicht um, das junge Paar anfangs an Einschränkung zu gewöhnen.

Am andern Morgen kam ich in der großen Uniform der Flotte zu meinem Neffen ins Zimmer, der schon wieder am Fenster stand. Mein Londoner Wagen wurde hervorgezogen, meine raschen Füchse wurden vorgespannt. Mein Willem in der Staatslivre trat hinter mir stolz einher.

Mein Neffe machte große Augen. Ich erklärte ihm, ich wollte zu der Mutter seiner Amalie fahren. Er war außer sich vor Entzücken. „Aber," rief er — „was werden Sie sagen, lieber Capitain? wer ich bin? was ich habe? worauf ich meine Ansprüche gründe?"

„Bei Amalien auf Dein Duett in Lüneburg ohne Zweifel; bei der Mutter auf das Duett meiner Füchse und auf mein Taschenbuch." Ich fuhr, damit die Mutter unsere Wohnung nicht erführe, hinten hinaus, und hielt vor der Dame Hause. Ich sendete meinen Willem mit einer Karte zur Mutter, und ließ mich melden.

Man nahm mich an, und ich wurde nun in ein Putzzimmer geführt, wo ich ein Viertelstündchen allein blieb. Endlich trat eine Dame ins Zimmer, stolz, groß, mit festem

Blick über einer Adlernase; auf ihrem Gesicht lag das scharfe Gepräge harter Erfahrung. „Herr Capitain Bloem," sagte sie — „den ich nicht die Ehre habe, zu kennen!"

Sie führte mich schnurgerade auf unser Geschäft zu; das war meine Absicht nicht.

„Linien-Capitain, Madame," sagte ich — „im Dienst seiner Hoheit des Herrn Erbstatthalters." Es kam mir vor, als läge auf diesem stolzen Gesicht ein Nachweiser, dem Titel nicht gleichgültig waren.

„Ich muß Sie bitten, sich kurz zu fassen, Herr Capitain, meine Zeit ist beschränkt."

„Und mein Geschäft, Madame, fodert eine Einleitung, eine recht umständliche Einleitung."

„Bedarf der auch ein Seemann?" das fragte sie, ohne einen Muskel zu einem Lächeln zu verziehn, so gut der Einfall auch war, so schmeichelhaft er auch war. Er war bei ihr nur eine ernste Wahrheit.

„Ein seltsames Geschäft ist es, Madame, was mich zu Ihnen führt."

„Das Seltsame bedarf der wenigsten Worte."

„Ein lächerliches Geschäft, könnte ich sagen."

„So paßt es weder für Sie, noch für mich. Aber doch lassen Sie hören!“

Ich bin hier, eine Anwerbung um Ihrer Mamsel Tochter Hand —“

„Das? desto kürzer kann ich seyn, Herr Capitain! Meine Tochter ist Braut.“ Hier stand sie auf.

„In der That, Madame, das ist gar zu kurz für einen Menschen, der Ihre Tochter zärtlich liebt, und dessen Vater ich zu seyn versprochen habe. Madame, Gott hat mich gesegnet, ich kann Ihnen Vorschläge thun, die —“

„Mich dünkt, Herr Capitain, unser Geschäft wäre, auch für zwei Frauen sogar, abgemacht. Meine Tochter ist Braut.“

„Dann freilich habe ich nichts weiter zu fragen, als nur das noch: mit dem Willen Ihrer Tochter?“

„Zu dieser Frage an die Mutter des Mädchens, Herr Capitain, würde kaum die Freundschaft den Freund berechtigen. Ich wenigstens bin nun fertig, Herr Capitain!“

„Diese Frage, Madame, denk ich, steht dem besorgten Vater eines edlen jungen Mannes eben so wohl an, als eine freie Antwort dem Mutterherzen.“

„Das Mutterherz, Herr Capitain, hat kei-

nen andern Richter, als sich selbst. Die Natur vertraute ihm das Wohl der Welt an. Wo die Natur vertraute, da darf ein Mensch nicht mißtrauisch seyn. Ich könnte fragen: ob es Ihrem grauen Haupte ansteht, der Beschützer eines Liebeshandels zu werden, den ein Zufall zeugte, der keinen Schutz weiter finden sollte, als vergängliche Seufzer des jungen, unbedachten Paars, zum mindesten nicht einem Manne, der wissen muß, wie viel anders das Glück des Lebens ist, als was der Traum der Jugend hervorzaubert? Verzeihen Sie, Sie zwingen mich dazu. Sind wir nun fertig?"

„Sie haben Recht, Madame. Wahrhaftig, Sie haben Recht. Aber unsere Jahre sind nicht weiser, als die Jugend, und ein Zufall kann einmal weiser seyn, als die Erfahrung. Das Recht hat er gehabt, so lange Menschen sind; und dieser Zufall, Madame, der Ihre Tochter und den jungen Menschen zusammen führte, ist so einzig, wenn Sie anders ihn kennen."

„Was wollte ich nicht? Welch junges Mädchen wird nicht geliebt, und liebt nicht?" Sie verbeugte sich, den Blick auf die Thür werfend.

In diesem Augenblick trat die Tochter ins Zimmer. Die Mutter setzte sich sogleich wieder. Mit einem kalten Blick sah die Mutter

die Tochter an, die in der That recht hübsch war, und deren Gesicht der Zug einer stillen Schwermuth noch verschönerte. „Du kennst den Herrn?" sagte die Mutter kalt, aber ohne alle Leidenschaft — „Mich dünkt, mein Kind, diesen Versuch, nach unserer Verabredung, hättest Du mir ersparen sollen. Du hast einen Willen; aber ich nicht mehr."

Der Tochter Augen füllten sich mit Thränen. Doch sagte sie nichts als: „Ich kenne den Herrn wahrlich nicht, liebe Mutter!"

„So kenne ihn! er ist der Verfechter Deiner Thorheit, meine Tochter."

„O Mama!" sagte das Mädchen demüthig und geduldig, die Hände, die aber sogleich wieder sanken, zu ihr emporhebend — „so hat der Himmel meinem Herzen diesen Beschützer gegeben. Sie sind meine Mutter; aber ich bin doch wohl zu unglücklich."

Diese Worte, die der Schmerz mit seiner rührenden Zunge selbst sprach, drangen durch mein Herz, durch meine Seele. „Madame," sagte ich — „wenn die Leidenschaft eines jungen Herzens keine Weisheit ist — und Sie haben Recht darin — ist denn der Zwang Weisheit?"

„Freilich nicht; obwohl ich meine Tochter

habe zwingen müssen, sich die Blattern einimpfen zu lassen."

„Das, das! und dieser Zwang, Madame —"

„Geh hinaus, mein Kind! Der Herr hätte Dir, mir, und sich selbst wohl ersparen können, in Gegenwart des Kindes, der Mutter den Vorwurf der Härte zu machen."

Hier hob das Mädchen ihr Auge auf mich, mit einem unsäglichen Flehen, und ging.

„Sind wir nun fertig, Herr Capitain?"

„Ja, Madame, ja! Nur das muß ich Ihnen noch sagen, daß jede Mutter einen strengen Richter hat an jedem fühlenden Herzen. — O Himmel, o Himmel!" rief ich — „hätte ich eine Tochter, und sie höbe ein solches Auge mit diesem Schmerze zu ihrem Vater auf: o was würde ich nicht diesem Schmerze verzeihen! was nicht diesem Schmerze aufopfern! Madame, es giebt keinen Richterstuhl, vor den das gebrochene Herz einer Tochter die Mutter fodern kann, als den des obersten Richters, der sagte: wenn auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen."

„In diesen Worten eben liegt das Urtheil meiner Tochter, meines, und auch das Ihrige. Darum bin ich ruhig, mein Herr!"

„Gäbe es einen andern Richterstuhl, als diesen, Madame: so wollt' ich mein ganzes Vermögen daran setzen, um Sie vor diesen Stuhl zu ziehen; und alle Stimmen würden Ihnen zurufen: schuldig!"

Hier erblaßte die Farbe der Frau ein wenig. „Es ist zu spät!" sagte sie vor sich hin; aber sogleich war sie wieder aufrecht, und ihre Farbe war wieder da. „Meine Tochter hat eingewilligt!" sagte sie laut — „Eingewilligt!"

„Eingewilligt? Und doch werden Sie vielleicht mit einem langen Schmerze diese harte Stunde bezahlen, Madame!"

„Seltsamer Mann!" rief sie herrisch — „Ich weiß, was mir geziemt, so gern ich auch die thörigten Wünsche meiner Tochter erfüllt hätte. Aber es ist nicht möglich."

Lenkte sie nicht ein, Roger? — „Madame, es ist möglich."

„Die Möglichkeit muß ich Ihnen überlassen; mir ists nicht möglich."

Sie nahm die Thür in die Hand, und ich mußte gehen.

Ellerau.

Capitain Bloem an Roger.

Wie ich ausstieg, steckte mir mein Willem ein Billet in die Hand, und bedeutete mich, daß es von dem hübschen Mädchen sey, bey dem wir gewesen wären. Mein Willem, der zwar nicht Deutsch redet, aber doch fast alle Worte versteht, hat so ziemlich den Liebeshandel meines Neffen, den er fast eben so lieb hat, als ich, weg; denn er war gegenwärtig, da mir mein Neffe den Handel erzählte. Da die Tochter zu der Mutter ins Zimmer geht, scharrt mein Willem hinten aus, und mit einem Gesicht voll Muth flüstert er ihr zu: „Muth gefaßt! es wird alles gut gehen. Wir haben alle Seegel aufgesetzt "

Das Mädchen sieht ihn an, und versteht nicht, was er will. Aber als sie zurück kommt, geht sie nicht wieder so kalt an dem freundlichen Gesicht Willems vorüber. „Wer ist der Herr drinnen?" frägt sie mit Thränen in den Augen.

Willem sagt, und Thränen traten auch in sein Auge: „Capitain Bloem, der Busenfreund Ihres Geliebten." Das Mädchen muß ihn doch verstanden haben. Sie kommt nach

einer Minute wieder. „Geb Er das Papier seinem Herrn! versteht er mich?“ — Willem lächelt. „Das Papier dem Capitain Bloem, verstand!“ Er legte den Finger auf den Mund. „Still! still! nicht?“ Sie nickte freundlich. Er drückte ihre Hand und steckte das Papier in die Tasche.

So kam es in meine Hände. Es enthielt folgende Zeilen: „O großmüthiger Mann! o nehmen Sie eine unschuldige Liebe in Ihren Schutz! Meine Mutter liebt mich; ein Leben voll Härte, die sie ertragen mußte, hat sie hart gemacht, aber nicht grausam. Ich weiß, sie würde meinen Retter lieben, wenn ich gerettet wäre, selbst wider ihren Willen. O wer soll mein Retter seyn? Wer? Wer? O wer? — Amalie.“

Das las ich, und es bestärkte mich in der Meinung, worin mich die letzten Worte dieser Frau gebracht hatten. „Die Möglichkeit muß ich Ihnen überlassen,“ sagte sie. Ich war entschlossen. Das Mädchen interessirte mich, die Mutter auch.

„Nun, O nun?“ rief Julius mir entgegen, da ich ins Zimmer trat.

„Hier!“ sagte ich — „ich habe Dir hier einen Liebesbrief zu übergeben, Julius. Amalie ist ein Engel, und sie liebt Dich,

mit einer Leidenschaft, die ihr eine unendliche Menge Thränen gekostet hat. Da lies!"

Er sah mich an. „Liebt mich?" fragte er ungewiß, das Billet nicht ansehend.

„Uebrigens ist sie Braut, und die Mutter wünscht Dich auf den Brocken, wo Du ihren Namen erfuhrst."

Er erblaßte; dann las er das Billet. „O ihre Hand!" rief er — „ich kenne sie." Er las. Er schlug seine Arme um mich. „O nun, nun, bester Capitain, retten Sie mich! retten Sie das Mädchen!"

Willem erhielt nun den Auftrag, das Haus und das Mädchen im Auge zu behalten. Es war der erste Auftrag von der Art. Er sah meinen Neffen lächelnd an, und ging. Am Abend kam er zurück, und hielt ein Billet hoch in die Höh.

In seinem Matrosen-Kleide, mit einem Korbe voll Zitronen, geht er ruhig in das Haus, nachdem er vorher dem Mädchen am Fenster einen Wink gegeben. Er bietet seine Zitronen zum Kauf. Man will ihn abweisen. Er macht eine ungeschickte Bewegung mit seinem Korbe, und dahin rollen alle Zitronen.

Er erhebt ein klägliches Geschrei. Die Mutter und Tochter erscheinen, und er weiß recht unbemerkt ein Billet von dem Mädchen anzu-

nehmen, während man seine Zitronen zusammen sucht.

Es ging mir nahe; Roger, es war die erste Spitzbüberei seines Lebens. Noch weher that mir sein Stolz darüber, daß alles geglückt war. Er verschwieg ihn nicht. Fast hätte ich meine Hand abgezogen von dem tollen Handel.

Sie schrieb mir, daß sie schon morgen Nachmittag mit ihrer Mutter nach Hamburg reise, wo sie verheirathet werden soll. In Siebenbäumen würden sie zur Nacht bleiben. „O Herr Capitain," schrieb sie — „den ein Engel mir zu Hülfe gesendet hat, der ein Engel ist! o retten Sie mich! Werde ich geliebt, wie mein treues Herz hoffen muß: so finde ich meinen Retter in Siebenbäumen. Meine Mutter, der ich zu Füßen fiel, sagte mir mit einer ungewöhnlichen Bewegung: Du hast ja Freunde, die Dein Glück besser zu verstehen glauben, als ich. Ich kann nichts thun, als das Wort halten, das ich gegeben habe. Das sagte sie so bedeutend, und umarmte mich so zärtlich dabei. O ist es nicht so? weist mich nicht meine eigene Mutter an Sie, Herr Capitain? an Sie, mich zu retten? O retten Sie! retten Sie! Ich stehe am Rande des Abgrundes!"

Ich schrieb: „In Siebenbäumen, Abends um eilf Uhr, bin ich und mein Holländer, der Zitronen-Händler. Sie folgen ihm, und er führt Sie, Amalie, in die Arme eines Vaters, und der Vater führt Sie an das Herz eines edlen Jünglings, Ihres Geliebten.“

Willem machte sich mit meinem Billet auf. Es fehlten ihm noch einige Zitronen, wollte er vorgeben. Er ging. Er brachte sein Billet glücklich an. Das Mädchen fliegt weg, kommt wieder, nickt ihm mit funkelnden Augen freudig zu, und alles ist nun richtig.

Ellerau.

Capitain Bloem an Roger.

Wir fuhren noch den Abend ab nach Siebenbäumen. Von da sendete ich zwei Pferde voraus nach Oldeslohe. Mein Neffe ging mit den Pferden nach Oldeslohe. Ich kroch in ein kleines Bauerhäuschen. Mein Willem stand auf der Lauer. Um sieben Uhr kam Willem und brachte die Nachricht, daß das schöne Mädchen angekommen sey. Er hatte ihr schon ein Zeichen gegeben, und sie

hatte es mit einem fröhlichen Blicke beantwortet.

Gegen eilf ließ ich die Pferde vorhängen, und fuhr an das Ende des Dorfs, und erwartete meinen Willem; aber in Betrachtungen, wobei mir das Herz doch ein wenig schlug, und wobei ich mich vor meinem alten ehrlichen Kutscher nicht wenig schämte.

Aber ehe ich das Unrecht gegen das Recht abwägen konnte, kam meine Schöne am Arme Willems daher, und sank mir mit einer unendlichen Freude in die Arme. „O mein Gott!“ rief sie — „ich glaube, ach, mit himmlischer Freude, Herr Capitain, meine Mutter weiß, was Sie für mich thun!“

„Weiß, weiß, liebes Kind?“ rief ich voll Freude. — „Wie weiß sie? sagen Sie!“

„Ich hatte keinen Vorwand, allein zu bleiben. Sie sah meine Aengstlichkeit, und lächelte. Sie sah, daß ich meine Kleider aus dem Coffer hervorsuchte, und lächelte. Du wirst mich stören, sagte sie: und ich bin sehr ermüdet. Sie ließ mir ein Bett in das Zimmer vor ihrem Schlafzimmer setzen. Dann drückte sie mich ungewöhnlich bewegt an ihre Brust, ehe sie ging, und sagte fast weinend: Zu allem, Amalie, gehört Muth! Was man entschlossen ist zu thun, das muß man fröhlich

thun! und auf einmal setzte sie hinzu: der Capitain ist ein edler Mann."

Ich hob sie mit starken Händen und froh in den Wagen; denn mir fiel eine Zentnerlast vom Herzen bei diesen Worten. In Tremsbittel ließ ich halten. Ich bat sie, ein paar Stunden zu ruhen, damit ich die Freude hätte, sie aufgeblüht wie eine frische Morgenrose meinem Neffen in die Arme zu führen.

Am andern Morgen fuhren wir weiter. Sie erzählte mir mit einem Gesichte, das immer fröhlicher wurde, immer ihres Glücks sicherer, daß gewiß ihre Mutter ihren Plan kenne. Sie hatte unter dem Zitronen-Händler sogar meinen Willem recht gut wieder erkannt, und dazu gelächelt.

Eben wollte sie mir ihren Liebeshandel erzählen, da stand eine recht gut gekleidete Frau, aber mit einem kränklichen Gesicht, seufzend am Wege. Ich ließ halten. Mir schien es, als schwankte die Frau. „Ihr ist doch wohl?" rief ich aus dem Fenster.

„Nicht gar zu wohl. Ich fürchte fast, ich werde heute nicht nach Oldeslohe kommen." Die Frau wollte dorthin, ihren Sohn zu besuchen, der von Baltimore zurückgekommen ist, und wieder abgeht. Ich mußte sie

in den Wagen nehmen, und so war die Erzählung zu Ende.

Endlich kamen wir in Oldesloh e an. Ich lasse den Wagen halten, und gehe zu Fuße mit Amalien in das Wirthshaus, wo Julius wohnen soll. Ich schleiche mich mit ihr die Treppe hinauf, voll Freude, voll der höchsten Erwartung. „Schlägt das Herzchen auch recht?“ frage ich. O in den blauen Augen hingen schon die Thränen der Freude. Man zeigt mir das Zimmer. Ich öffne es. Julius stürzt mir entgegen mit einem Schrei des Entzückens. Dann verbeugt er sich gegen Amalien, Amalie gegen ihn, und er wendet sein Auge unruhig auf mich.

„Nun denn?“ sage ich ungeduldig zu Beiden.

„Mein Gott, Capitain,“ ruft Julius eben so ungeduldig — „wie stehts denn? Wie ists? Nur ein Wort, Mamsell, erlauben Sie mir mit dem Capitain!“

Amalie verbeugt sich, und will hinaus gehen.

„Alle Welt!“ rufe ich — „diese Dame ist Mamsell Amalie Liebing, die Tochter der Frau Oberdeich-Inspektorin.“

Er fuhr zurück, fast taumelnd, sah mich,

sah das Mädchen an, und rief: „Das ist nicht möglich!“

„Kind, wollen Sie dem Menschen wohl einmal Ihren Namen sagen? Oder — — Sie kennen ihn doch?“

„Ich habe nicht die Ehre, ihn zu kennen.“

„Nicht die Ehre, den Herrn zu kennen? So schlage ein Orkan hinein! Nicht zu kennen? Aber Sie heißen doch Amalie Liebing?“

„Das ist mein Name.“

„Sie waren doch im Julius mit der Mama auf dem Brocken?“

„Ja, ganz recht.“

„Nun dann, Wind und Wetter! Julius, hast du denn geträumt? Sie haben ja mit dem Burschen da in Lüneburg ein Duett gesungen? haben Sie nicht?“

„Ich bin nie in Lüneburg gewesen. Ich habe den Herrn nie gesehen.“

„Nie gesehen? nie gesehen? O der Teufel! Junger Herr, rasest du? Du läßt mich, mich, mit acht und vierzig ehrenvollen Jahren auf dem Rücken, ein Mädchen entführen, da diese Amalie Liebing — der Teufel, rede! Sie heißt doch so? Liebes Kind, thun Sie die Augen auf! Sie selbst haben mich gebeten, Sie ihrem Liebhaber zuzuführen. Ich ja-

ge, wie ein Narr von achtzehn Jahren, Nachts über Stock und Stein; und am Ende nichts, als: ich habe die Ehre nicht, ihn zu kennen!"

„Ja, mein Gott, Herr Capitain, ich kenne den Herrn wirklich nicht. Aber wo ist denn Herr Reland, den — —"

„Reland?" Der Name schlug bekannt an mein Ohr. „So heißt Ihr Geliebter denn wohl? Aber zum Henker, Julius, sage ein Wort! Ich wollte lieber im Chinesischen Meere einem Sturm in die Hände fallen, und mich leichter zwischen den Felsen heraus steuren, als hier aus dieser verdammten Lage. Zum Teufel! Amalie Liebing heißen Sie doch? Oder haben Sie eine Cousine, die auch so heißt?"

„Nein, nein. Gar nicht!"

Kurz, mein Herr Neffe, ohne im mindesten auf die närrische Lage Rücksicht zu nehmen, in welche seine Narrheit mich verwickelt hatte, fing an zu fluchen, spie Berge, Felsen und Weltmeere über seine Lippen, sprach von brüllenden Löwen und hyrkanischen Tigern, und hunzte das Schicksal, das Leben, den Himmel aus, wie Schulbuben.

So kam es denn heraus, daß er dieses

Mädchens Namen fälschlich für den Namen seiner Geliebten gehalten hatte.

„Siehst Du, du Narr, mit Deiner Vorsehung,“ rief ich, mich auf einen Stuhl werfend, und nachsinnend, wie das alles nun wieder an Ort und Stelle zu bringen sey. Er warf sich in einen Lehnstuhl, streckte die Füße von sich, kreuzte die Arme über die Brust, und spitzte die Lippen, als wollte er uns auspfeifen.

Das Mädchen stand am Tische, und weinte in ihr Tuch leise hinein.

„Sind Sie denn —“ fragte sie und schwieg wieder.

„Mein Gott!“ rief mein Neffe — „war sie denn — ?“ Er schwieg wieder —

„Hol's der Henker!“ rief ich — „wußtest Du denn —“ Ich vollendete eben so wenig; denn noch immer konnten wir uns in die ganz unerwartete Auflösung unsrer Hoffnungen nicht finden.

Endlich standen die schwindelnden Köpfe still, und wir begriffen, und sahen nun, und lächelten, und hielten Rath.

Mich dünkt, das Mädchen wünschte mich und meinen jungen Herrn auf den Brocken, und hätte Gott gedankt, wenn sie, statt hier zwischen uns, vor dem Altare mit dem Lieb-

haber gestanden hätte, den ihre Mutter ihr bestimmte.

Ich schlug ihr vor, sie nach Hamburg zu bringen zu ihrer Mutter.

„Wie ist das jetzt möglich?“ sagte sie, beide Hände zur Vertheidigung von sich streckend. Sie hätte sich, glaube ich, bereden lassen, auf der Stelle meinem Julius ihre Hand zu geben; so viel mächtiger ist die Noth, und die Schaam, und die Furcht, lächerlich zu werden, als jede andere Empfindung — was uns keine Ehre macht.

Endlich fiel ihr ein, sie hätte in Ellerau eine Verwandte; ich möchte sie dahin bringen. Bis sie die Verzeihung ihrer Mutter hätte, dachte sie dort zu bleiben.

Julius erhielt Befehl, in Oldeslohe auf mich zu warten. Ich setzte mich mit meinem Schäfchen, das ganz zerknirscht war, und auf einmal mit großem Eifer an das vierte Gebot glaubte, in den Wagen, und fuhr mit ihr hieher. Das arme Kind jammerte mich von Herzen; denn hatte ich sie nicht mit meinem Zufahren in diese seltsame, beschämende Lage gebracht?

Ich fragte also jetzt nach den nähern Umständen ihres wahren Geliebten, und hörte dann, daß er ein sehr hoffnungsvoller Mensch

ist, den so gar ihre Mutter sich nicht entbrechen kann, zu achten; der alles hat, was ein Mensch haben muß: Verdienste, Redlichkeit, Muth, Liebe, Treue; dem es an gar nichts fehlt, so gar nicht an Menschen, die seine Gönner sind, seine Freunde; nicht an einem ehrenvollen, reichen Amte —

„Woran denn Püppchen? Was Sie da genannt haben, damit will ich ja das halbe menschliche Geschlecht verheirathen.“

„Ach,“ sagte sie seufzend, und schlug die Augen hoffnungslos nieder — „an acht tausend Mark, die sein Amt als Caution fodert.“

„Da müssen seine Gönner und Freunde sehr arm seyn, oder sehr kalt.“

„Ach! wohl beides! wohl beides! Ein Jude erbot sich, die acht tausend Mark vorzuschießen, wenn meine Mutter sich mit verbürgen wollte, und zu zwanzig Procent Zinsen. O ich hätte es angenommen; aber Niemand wollte, als er und ich. Meine Mutter haßt die Juden. Sie wollte damit nichts zu thun haben.“

Roger, Roger! mir ging das Herz über, als ich wieder sah, zum zehntausendsten Male, an wie wenig das Glück und Unglück des Lebens hängt. „Hätten wir nur Ihren Geliebten zur Stelle!“

Sie sah mich auf einmal hell an, mit dem frohen Strahl der Hoffnung im Auge, und doch mit einem kleinen Mißtrauen.

„Die acht tausend Mark borge ich Ihnen ohne alle Zinsen, auf zehn Jahr, und wieder auf zehn Jahr.“

Sie wollte mir im Wagen zu Fuße fallen. Ich zog sie an meine Brust, und nun flogen unsere Herzen, wie die Pferde, die der Kutscher antrieb; meins, daß ich mich so aus dem Handel ziehen konnte — ihres? — Und so kamen wir hier an.

Ellerau.

Capitain Bloem an Roger.

Hier ließ ich mir dann von dem Mädchen gehörige Notizen geben, und fuhr nun, wie ein Ritter, auf Abentheuer weiter. In Pinneberg fand ich den jungen Menschen, Herrn Reland, den Kopf in die Hand schwermüthig gestützt; denn er wußte, daß seine Braut in Hamburg war, um dort ihre Verbindung zu feiern.

Er kam mir kalt entgegen, mit gesenkten Augenbraunen.

„Herr Reland," hob ich an — „ich habe durch einen Zufall gehört, daß Sie wegen acht tausend Mark in Verlegenheit sind."

Hier wurde er aufmerksam. „Ja, das war ich! Mit wem habe ich die Ehre —"

„Ich heiße Bloem. Und ein braver Mann, wie Sie, mit dem ich obenein in einer so genauen Verbindung stehe, muß nicht in solche Verlegenheit kommen." Ich zog mein Taschenbuch hervor.

Er sah mich starr an. „Verbindung?" fragte er erstaunt.

Ich legte für acht tausend Mark Banknoten auf den Tisch.

„Gott! Gott!" rief er — „O, warum führte Sie mein Geschick nicht einen Monat früher zu mir? Jetzt —" Er schob die Papiere zurück.

„Wie so?" — Er seufzte und antwortete nicht.

„Doch," rief er — „vielleicht —" — Er schloß einen Schreibetisch auf. „Auf welche Bedingungen, mein Herr Bloem?"

„Auf gar keine, lieber Herr Reland, auf gar keine. Sie zahlen mir die acht tausend Mark zurück, wenn Sie können, und mit Bequemlichkeit können. Wie gesagt, da ich mit Ihnen in einer so genauen — —"

Er betrachtete mich wieder. „O Gott!“ rief er — „wie glücklich hätte ich seyn können, Herr Bloem!“

„Wie denn so? wie so, Herr Reland?“

„Ich liebte, o ich liebte — o wie ich liebte, das sehen Sie an diesen stürzenden Thränen!“

„Wohl die Mamsel Amalie Liebing? Ja, lieber Herr Reland, die ist mit der Mutter nach Hamburg gefahren, um dort verheirathet zu werden; da wollt' ich Ihnen denn auch sagen, lieber Herr Reland, ich entführte das schöne Kind in Siebenbäumen; die Mutter ist allein nach Hamburg, und mag ihrer Tochter Stelle vertreten, wenn sie will.“

„Sie? entführten? Gott! träume ich? Oder — Wie? Sagen Sie noch einmal, lieber Herr Bloem!“

Ich entführte das Mädchen, Ihre Geliebte, die Mamsel Amalie Liebing, nicht für Sie, Herr Reland, sondern für einen andern jungen Menschen; und wie wir recht zusahen, war es die Unrechte.“

Ich ergötzte mich an seinem Erstarren, und an seiner steigenden Hoffnung, und endlich an dem vollen Sonnenschein seines Glücks, während ich ihm unsere Begebenheit erzählte.

„Die Sache, gut oder schlecht, ist geschehen. Also mit Muth sie geendigt! Die Mutter hat nichts gegen Sie.“

„Nichts, als —“ Er zeigte auf die Banknoten.

„Gottlob! Sie reisen nach Ellerau. Nehmen Sie diese Karte!“ Ich schrieb ihm ein Paar Worte an meinen alten Capitain van de Woord in Hamburg, daß er das junge Paar möchte durch seinen Schiffskaplan sogleich kopuliren lassen. „E liegt bei Hamburg. Sie nehmen meinen Willem mit, der Sie zurecht führen kann. In Hamburg sehen wir uns wieder. Aber Sie eilen, daß Morgen Mittag alles geschehen ist.“

Der junge Mensch raffte alles zusammen, sprang ellenhoch, flog in meine Arme, warf Tische und Stühle um, hatte meine Karte schon nicht mehr, wollte sie, wie er sie wieder fand, in eine Banknote wickeln. Ich mußte meinen Willem rufen, um dem die Aufträge, die Karte, die Banknoten zu geben. Ich bat den tollen, jungen Mann, dem Burschen nur zu folgen. Ich fuhr, wie sie fort waren, nach Hamburg.

Ellerau.

Capitain Bloem an Roger.

Ich ging zu der Mutter Amaliens. Sie kam mir nicht unfreundlich entgegen. „Ich hoffe, Sie wollen mir Nachricht bringen von meiner entlaufenen Tochter, Herr Capitain!“

„Von Madame Reland, denke ich.“

Sie sah mich kalt an. „Sie haben also eine Möglichkeit gefunden, ein Hinderniß aus dem Wege zu räumen, das — — aber unter allen Freunden des jungen Mannes ist kein Capitain Bloem.“

Ich lächelte und erzählte.

„Der Irrthum kommt Ihnen theuer zu stehen. Meine Tochter wollte; sie hätte, dünkt mich, früher wollen müssen. Sie schwankte einmal; wird ihr Mann das verzeihen?“

„Wenn er ein Mann ist, ja. Er wird ja wissen, wie viel mehr oft ein Entschluß kostet, als die Geduld.“

„Er wird ihr verzeihen, und das sollte die Liebe wenigstens nicht in diesem Falle.“

Den andern Tag kam das junge Ehepaar an, unter der Begleitung des van de Woord. Die Mutter empfing Sohn und Tochter mit

einem ernsten Anstande. „O Mutter,“ riefen beide — „Sie werden uns verzeihen!“

„Ich freue mich, wenn Ihr glücklich seyd. Aber, mein Sohn, wenn nun kein Capitain Bloem auf der Erde, oder nur nicht in Lübeck war: so — die Liebe, dachte ich, fände alles in sich selbst? Euer Glück fängt mit Verzeihen an; aber ich habe nichts zu verzeihen. Sie ließen Amalien fahren, und darum nur gab ich ihre Hand einem Andern. Mußten Sie nicht für die Braut thun, was Sie jetzt für die Frau tausendmal thun müßten, die tiefste Armuth mit ihr theilen? Das Leben ist nichts, mein Sohn, wenn nicht der Muth es zu etwas erhebt. Welches wäre das Unglück, das nicht von dem Willen zu überwinden wäre?“

Das sagte sie, und unter diesen harten Worten zerschmolz dennoch die feste Seele unter der Flamme der Mutterliebe in Thränen, wie der Diamant unter dem Feuer des Brennspiegels. Sie wendete sich auf einmal zu mir. „Ihnen, Herr Capitain,“ rief sie — gehören diese Mutterthränen. Ich mußte die Liebe entscheiden lassen, wie viel sie sich werth schien.“

„O Mutter,“ rief der junge Mensch, mit einer hohen Begeisterung — „Sie verkennen mich. Ich hielt das Herz höher, als mein

Leben; und kam der edle Mann nicht gestern Morgen: Nachmittags fand er mich nicht mehr, mich nicht, und Amalien nicht.“

„Wie? Ihr wolltet — wahrlich — ihr wolltet entfliehn?“

„Ja, ins Grab aber.“ Da erblaßte die Tochter, und schwankte und sank an meine Brust. Sie zog ein Gläschen hervor, und reichte es mit einer zitternden Hand der Mutter. „Hier, hier,“ sagte sie leise — „hatte ich meinen Retter; und jetzt, jetzt liege ich an meines Vaters Brust.“ Sie schloß mich enger in ihre Arme.

Die Mutter erblaßte, erblaßte immer mehr, starrte ihre Tochter an, mit stieren Augen, voll Schrecken. „Amalie,“ sagte sie zitternd — „sey meine Tochter auch! Ich will deine Mutter seyn! O verzeihe mir! verzeihe! verzeihe mir unglücklichen Frau, die das Unglück stolz und hart machte! O verzeihe, und lege dich auch an dieses Herz!“

Da warfen sich die jungen Eheleute der Mutter zu Füßen. Da brach das stolze Herz der Mutter, da sah sie, welch ein Opfer sie hatte sich selbst bringen wollen. Sie zerfloß in Thränen, in Liebe, in weicher Wehmuth. Ein Augenblick hatte sie ganz geändert.

„Nein, Herr Capitain,“ rief sie, und faß-

te meine Hand — „ich kann Ihnen nicht alles lassen, nicht alles!“ Sie zog mich in ihr Kabinet. Sie zog Papiere hervor. Sie wollte mir das Geld zurückzahlen. Ich hatte alle Mühe von der Welt, sie zu überzeugen, daß das unmöglich sey.

Es war eine so wollüstig-geistige Szene geworden, daß wir alle zuletzt Springfedern an der Seele hatten, und Engelflügel, sogar der alte Capitain Woord. „Ich schicke,“ rief er — „vier hundert Mark an die Armen; und dann, Bruder, heute Abend soll auf meinem Schiffe nicht ein Kopf nüchtern seyn und die Hochzeit richte ich aus; denn ich habe sie trauen lassen.“ Und hier faßte er die Madam Liebing an die Hand, und sie mochte wollen, oder nicht, sie mußte mit ihm tanzen.

Er hielt Wort. Er brachte den Abend alle seine Matrosen, seine Musik von der Elbe, um uns abzuholen. Er gab ein Feuerwerk auf der Elbe, und hatte auf seinen Booten so viel Wein geladen, Port, Rum und Genever, daß wir fast alle ein wenig zu heiter waren. Er war unwiderstehlich, mit seiner reinen, menschlichen, treuherzigen Freude, und die Braut trug ein sehr reiche Perlenschnur davon. Amen!

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Der Name Reland, den mir das Mädchen nannte, fuhr in meine Seele, und hob eine versunkene Insel voll Blüthen und Lusthaine in meiner Seele wieder empor. Ich will Dir sagen, warum. Nach meiner ersten Reise nach Ostindien lagen wir in Liverpol vor Anker, unter dem Vorwande, Waaren einzunehmen, eigentlich aber, um unsere Waaren durch Schmugler ans Land zu schaffen. Es lagen mehr Schiffe zu dieser Absicht hier; zwischen Felsen und Klippen schlichen sich die Boote in eine kleine Bai zur Nacht, und man lud die Waaren in eine Höhle, die nur Wenigen bekannt war.

Ganz in der Nähe dieses Orts hatte der Count Dunbar einen Landsitz. Seine Leute späheten die Waarenniederlage aus, zeigten sie an, und die Schmugler verloren sehr viel. Die erbitterten, verwegenen Kerle schwuren Rache dem Hausgesinde des Grafen, dem Grafen selbst.

Was kümmerte mich das! ich wußte es nicht. Mein Capitain, der mich liebte, fast wie seinen Sohn, gab mir Erlaubniß, allen

meinen Grillen nachzugehen, und meine Grille war: ich hatte mich an dem wildesten Platze von ganz England wie ein Einsiedler angesiedelt. Eine kleine Bai, rings von Felsen gegen alle Winde geschützt, drang in das Felsenufer ein. Felsen war über Felsen gethürmt, und an den Seiten hingen große Fichten steil über das Meer hinaus, und von oben stürzte ein Bach vier hundert Fuß herab, zerstäubte auf einem Felsen, und zauberte durch diesen ewigen Regen ein wundergrünes Thal hervor, mit wilden Rosen bewachsen, ein Feenaufenthalt, der keinen andern Ausgang hatte, als meine kleine Bai.

Hier hing meine Hängematte, unter dem Schutze eines überhangenden Felsens. Hier stand das Zelt unsers Büchsenschäfters, das der Capitain mir erlaubt hatte, und meine ganz kleine Haushaltung. Ich war gewiß, hier konnte mich kein Zauberer finden; denn der Eingang der Bai war so eng, von zwei Felsen so verborgen, daß nur ein leichter Nachen durchschlüpfen konnte. Ach, wie oft habe ich mich hieher in diese freundliche Oede zurück gewünscht! Das Meer umher war wie ein Spiegel.

Ich ruderte an dem Felsen hin, um Vögel zu schießen, oder Austern bei der Ebbe zu

sammeln, und zu angeln. Ich fing sogar an, mein kleines Königreich zu verschönern. Ich war höchst glücklich.

Eines Morgens fahre ich am Gestade der Felsen am Ufer weg, Austern zu suchen. Auf einmal höre ich ein lautes, kurzes Geschrei. Ich sehe auf, und ein Boot mit Schmuglern schießt von der andern Seite dem Ufer zu, mit einem lauten, barbarischen Geschrei Sie stiegen ans Land, und verfolgten ein paar Mädchen, die aber einen großen Vorsprung hatten.

Die Schmugler bemächtigten sich der Kleider am Ufer; wahrscheinlich hatten die Frauenzimmer sich hier gebadet. Ich biege um einen Felsen, um zurückzufahren, und an dem Fels duckt sich ein Mädchen, in einem Badehemde von Flanell sehr nymphenhaft gekleidet, um meinem Anblick zu entgehen. Da sie sah, daß ich sie erblickte, streckte sie mir zwei weiße Arme, die bis an die Schultern bloß waren, entgegen, doch immer die Augen auf das Land gerichtet nach dem Haufen der Schmugler. „Ich bin kein Schmugler,“ rief ich ihr leise zu — „ich bin ein ehrlicher Mann. Kommen Sie hieher in meinen Nachen! Sie war außer sich vor Furcht; aber sie sah an meiner Uniform, daß ich kein Schmugler war.“

„Schnell! Schnell!“ rief ich — „ehe die

Leute Sie sehen; und das müssen sie, wenn sie zurückkommen!“

Da hob sie sich aus dem Meer empor, das sie verhüllte, wie die schöne Göttin des Meers, und trat in meinen Nachen.

Welch ein Anblick, Roger, für einen jungen Menschen von acht und zwanzig Jahren! Das blonde Haar fiel in natürlichen, reichen, schönen Locken um die Schultern, um die jugendliche Brust, die sie verbergen wollte. Das nasse Gewand schmiegte sich an die schönen Glieder, und machte sie zu einer unbekleideten Bildsäule der Göttin der Liebe, die den Wellen entsteigt. Sie fiel mir sogleich zu Füßen, nicht, um mich zu bitten, sondern nur, ihre Reize zu verhüllen.

Das schöne Gesicht, blaß von Schrecken, und erröthend vor Scham, übergoß sich mit Thränen. Ich setzte ihr schnell einen Hut auf, und warf ihr meinen Ueberrock, der im Nachen lag, über. Ach, sie erröthete tausendmal, da ich ihr den Rock anziehen half, der sie verhüllte, und verstellte: „Setzen Sie sich, und nehmen Sie meine Büchse,“ sagte ich leise.

In dem Augenblick rief mich ein Schmugler an. Ich antwortete: „Ein Holländer von

der Schwalbe.“ Man kannte meine Uniform, und ließ mich fahren.

Ich ruderte zurück, um die Felsen weg, wohin ihre Boote mir ohnehin nicht folgen konnten. Nach einer Viertelstunde hatte ich mein kleines Eden erreicht. Als ich in den Eingang der Bai stieß, sagte ich: „Nun sind Sie ganz gerettet. Seyn Sie ruhig, meine Liebe!“

Wir stiegen aus. Hier sank sie noch einmal mir zu Füßen. Ich hob sie empor. Nun erst überwältigte die Angst das Mädchen.

Sie erblaßte einmal über das andere. Ein gutes Glas Wein stärkte sie. Ich machte ein Feuer an. Es war eine närrische Lage. Sie fror in dem nassen Badekleide. Aber es half nichts, wir mußten einmal über allen Anstand wegsehen. Ich brachte ihr von meiner Wäsche, von meinen Kleidern. Nach fünf Minuten trat sie aus meinem Zelte hervor, wie ein sechszehnjähriger Amor. Ich weiß noch jetzt nicht, wie sie es in der Geschwindigkeit angefangen hatte, daß ihr meine Kleider ziemlich paßten.

„O Gott! Gott sey Dank!“ rief sie, die Arme empor hebend — „o, nun, nun, mein edler Retter, wohin geht nun der Weg?“ Sie sah die Felsenwand an. „Dort hinaus,“ sagte ich — „führt kein Weg. Nur mein

Kahn kann Sie wieder wegschaffen. Aber nicht jetzt! denn, hören Sie!"

Wir hörten ganz deutlich die Stimmen der Schmugler, ihr Pfeifen, ihre Schüsse.

Sie erzählte mir nun. Die Gräfin Dunbar war eine Deutsche, die sie, ebenfalls eine Deutsche, begleitet hatte. Die Gräfin kränkelt. Der Arzt hat das Seebad verordnet. Die Gräfin mit ihrer Freundin, und einige Mädchen baden alle Morgen an diesem verschlossenen, einsamen Orte, wo sie vor Zuschauern sicher sind.

„Gott!" rief sie — „die Gräfin wird in einer großen Angst meinetwegen seyn!"

„Wenn Sie hier ein paar Stunden allein zubringen können: so erbiete ich mich, der Gräfin Nachricht von Ihrer Rettung zu geben."

„Allein?" sagte sie, unruhig umhersehend. Ich zeigte ihr sehr bestimmt, worauf die Sicherheit dieser kleinen Oede beruhete. Sie willigte endlich ein, nachdem ich ihr deutlich gemacht hatte, daß die Schmugler, wenn ich sie mitnähme, meinen Nachen beobachten würden. — „Ihr Gesicht, meine liebe Landsmännin," sagte ich — „würde Sie sogleich verrathen."

Sie konnte es nicht läugnen; denn die

Schmugler riefen, wie wir abfuhren: „Eine hat sich versteckt zwischen den Felsen. Eine finden wir gewiß."

Sie ließ mich fahren, so ängstlich sie auch war, allein zu bleiben. Ich fuhr ab. Ich ruderte zwischen den Booten der erbitterten Menschen weg, die vor Wuth schäumten, daß ihnen die Beute entgangen war, und auf einem nahen Inselchen Anstalt machten, zu bleiben.

Einer kannte mich. Ich fuhr ans Land; ich sagte ihnen, ich hätte einen Auftrag an einen Bauer in einem nahen Dorfe, und ich wollte hier den Weg wählen, weil er versteckt wäre. Ich ging zum Grafen Dünbar, und gab ihm Nachricht von der Rettung des Mädchens. Die Familie hatte sie schon verloren gegeben. Man wollte mich aufhalten; ich lehnte es ab, und fuhr zurück. Die Schmugler mochten doch Verdacht gefaßt haben. Das kleinste ihrer Böte folgte meinem Nachen. Man fragte nach meinem Gefährten von diesem Morgen. Zwischen den Felsen mußte mich das Boot verlassen, und ich wischte glücklich und unbemerkt in meine Bai ein

Ich brachte dem Mädchen ein paar Worte von der Gräfin, und kündigte ihr an, daß die Schmugler mich in Verdacht hätten, sie gerettet zu haben.

„O mein Gott! so muß — ich — hier —"

„Hier bleiben, meine theure Landsmännin, bis zur ersten tiefen Ebbe, wo die Boote tiefes Wasser suchen müssen. Mein Nachen braucht nur ein paar Zoll Wasser."

Sie senkte das schöne Köpfchen recht tief auf den Busen, und Thränen rollten über die schönen Wangen.

„Ich bin ein Mann, liebes Kind, und Sie sind ein Mädchen; Sie müssen mit mir hier vielleicht noch zwei Tage allein bleiben. Aber ich bin ein Deutscher, ein Deutscher, wie Sie. Dieses kleine Paradies ist ein Heiligthum, das kein unebner Gedanke entheiligen soll. Ich bitte Sie, liebes Kind, trauen Sie einem Manne, einem Deutschen! Ihre Thränen sind Vorwürfe, die ich nicht verdiene. Ihre Trauer ist ein Mißtrauen, zu dem ich Ihnen keine Gelegenheit gegeben habe. Ich bitte Sie, seyn Sie heiter! Ich habe Sie gerettet, aber ich kann die Felsenwand nicht sprengen, die uns hier einschließt. Ich beschwöre Sie: trauen Sie einem Manne, der es verdient, daß Sie ihm trauen!

Hier sah sie mich hell an. Sie reichte mir die Hand, trocknete ihre Thränen ab, und sagte mit einer schönen Heiterkeit: „So lange

ich hier bin, will ich die Hausfrau machen. Wir müssen für Essen zum Mittag sorgen."

Sieh, Roger, wie sie da in lieblicher Geschäftigkeit das Sokratische Mahl bereitete, einen Fisch, den ich gefangen, eine Schnepfe, die ich geschossen hatte, und ich nun, an die Felswand gelehnt, der lieblichen Gestalt zusah, wie sie umherlief, wie sie sogleich den Mängeln, der Unordnung meiner kleinen Haushaltung abhalf; denn, meine Brust war noch voll eines wehmüthigen Andenkens an Reginen, und doch stand ich da und wünschte: o läge doch dieser Winkel in den Wendekreisen! sproßten doch ein Dutzend Palmen hier hervor, und ein Feld mit Reis! weideten hier ein paar Lämmer, und ein paar Ziegen! würde mein Zelt in eine kleine Hütte verwandelt! und dann möchten die beiden Felsen, mein einziger Ausgang, zusammen rücken und diese Oede auf ewig verschließen.

Das wünschte ich von Herzen, und dann setzte ich mich mit ihr zu Tisch. Ich trug eine Flasche Champagner auf. „Das Fest meiner Rettung," sagte sie.

„Und noch ein anders," sagte ich — „mein Geburtstag."

Das erheiterte sie. Als wir die letzten Gläser mit einander anstießen, sagte ich: „Wüß-

te der Mensch, was Glück wäre: so — würde der Mensch nichts zu wünschen haben, als so eine Oede, so ein Mahl, so" — „ein Weib —" wollt ich sagen. Ich sah sie erröthend an, die Glut ihrer Wangen antwortete meiner Röthe.

„Haben Sie nie," fragte ich sie, denn die Bilder stürmten zu sehr auf meine Phantasie ein — „haben Sie nie einen Roman von einem Menschen auf einer unbewohnten Insel gelesen?"

„O ja. Es war immer die glücklichste Stunde, wenn sie erlöst wurden aus der Einsamkeit."

„Mich dünkt, ich könnte den Wunsch nie thun."

Sie erröthete, und schwieg wieder. Ach, ohnehin führte alles, alles uns den geraden Weg, den kürzesten der Liebe. Ich mochte mit ihr vornehmen, was ich wollte: alles gab ein Bild, ein schönes Bild, aus diesem Paradiesgemälde.

Ich saß mit ihr an der Bai und angelte. Ich führte sie in meinem kleinen Königreiche umher. Wir lagerten uns an der Kaskade. Ueberall verfolgte mich der Gedanke: „Zieh sie an deine Brust, und sey glücklich!"

Hatte sie eben diese Gedanken, Roger? Sie versank, wie ich, in Träume; und fragte ich, worüber sie sänne, so erröthete sie. Am Abend fragte sie, nachdem sie einigemal die Hängematte und mein Zelt betrachtet hatte: „Ist es denn nicht möglich, daß ich —"

Ich faßte ihre Hand. „Ich wollte, ich könnte antworten, es ist nie möglich! Die Felsen verriegelten auf immer den Eingang in die Welt! Aber Sie müssen selbst sehen!" Ich stieg in den Nachen. Ich bat sie, sich zu mir zu setzen. Ich fuhr in den Eingang zwischen den Felsen hin. Hinter einem Busche, der von einem Felsen herabnickte, hielt ich, und zeigte ihr von weitem die Boote der Schmugler, die in der Bai lagen, durch die wir mußten.

Wir kehrten zurück. Wie wir ausstiegen, fragte ich: „Welch ein Unterpfand verlangen Sie von mir, daß Sie hier sicher sind?"

Sie sah mich mit nassen Augen an: „Das Einzige, daß Sie mich einmal Schwester nennen."

„Meine theure, ewig theure Schwester!" rief ich, und wir gingen dem Zelte zu. Da sank der Abend herab. Ich hatte ihr im Zelte ein Lager gemacht, so gut es zu haben war. Ich sagte auf einmal gute Nacht, und stieg

in meine Hängematte. Sie verschwand endlich unter dem Zelte.

Roger, Roger! nie hat mich das Verlangen, die Sehnsucht, die Unruhe so geschaukelt, als in dieser Nacht. Am Morgen entschlief ich endlich Die Sonne machte mich wach, und ich sah sie an der Kaskade schon sitzen. Ich kam; die Fluth verschloß den Eingang meiner Bai. Wir waren nun mit unserer Lage bekannter geworden. Sie fand, daß es sich hier nicht so übel leben ließe. Aber doch stützte sie von Zeit zu Zeit das blonde Köpfchen. „Was werden sie sagen, wenn ich nun zurückkomme!“ sagte sie endlich.

„Das habe ich bedacht,“ sagte ich froh. „Die Gräfin Dunbar fragte mich, wer bei Ihnen in meiner Einsamkeit wäre. Ich antwortete: recht unterhaltende Gesellschaft, meine Frau und des Capitains Frau.“

Da erheiterte sich schnell ihr Auge, und das fröhliche Leben dieser heitern Seele drang aus allen Pforten hervor.

Sie nahm das Bild meiner einsamen Insel im Südmeere wieder auf und bildete es aus. Roger, obgleich die jungfräulichste Hand das Gemälde malte: so erhielt es dennoch einen Zauber, der mich aus dem Leben hätte weglocken können. „Ich bitte Sie,“ rief ich —

t, liebes Mädchen, schweigen Sie! sonst zertrümmere ich meinen Nachen, und — bleibe ewig hier."

Ich mußte von Zeit zu Zeit meine Blicke wegwenden von dieser lieblichen Gestalt, von diesen Wangen, in den schönsten Karmin getaucht, von diesen freundlichen, alle Wesen mit liebendem Lächeln begrüßenden Lippen, die Arabiens Wohlgerüche verhauchten. Denn ich hatte geschworen, Roger! ich Thor, ich hatte geschworen, den Zufall, der sie in meine Gewalt gab, nicht zu nutzen! Da kam die Ebbe, und dann die Stunde des Scheidens. Die Fluth hatte die Boote der Schmugler vertrieben. Ich hörte ihre Rückzugs-Signale.

Nun führte ich sie zu dem Nachen. „In zehn Minuten sind Sie in den Armen der Gräfin," sagte ich — „O Mariane!" Ich warf einen finstern Blick auf sie. Sie machte eine schnelle Bewegung, als wollte sie meine Hand ergreifen. Dann aber wendete sie sich ab. „Ich werde diese schöne Oede, glaube ich, nie wieder sehen."

„Nein," sagte ich finster.

„O so lebt wohl, ihr schützenden Felsen! lebt wohl! lebe wohl, du schönes Paradies, du Aufenthalt der Unschuld, und der edelsten Tugend! Ich fand hier Rettung, Schutz, ich

fand hier — den edelsten Menschen!" rief sie, zu mir gewendet, und zu meinen Füßen sinkend — „In meinen schönsten Träumen wird dieser Ort vor meiner Seele stehen, und — Ihren Geburtstag wird mein ganzes Leben hindurch ein sehr bewegtes Herz feiern."

Sie suchte die Worte. Sie wollte nicht zu viel sagen. Ich fühlte, sie sagte weniger, als sie fühlte.

„Was sündigten wir, Mariane, daß wir das Paradies verlassen müssen?" sagte ich, trübe sie ansehend. Sie trat seufzend in den Nachen. Ich trat hinter ihr hinein. Ich fuhr stumm durch die Felsen. Sie hatte die Augen mit ihrem Tuche bedeckt.

Nach zehn Minuten landeten wir. Ich legte den Nachen fest. Sie stieg aus. Ich wollte sie begleiten. Das Schloß des Grafen lag vor uns. Da donnerte ein Kanonenschlag. Ich stutzte. Der zweite! Ich hielt sie fest, und zitterte. Der dritte! Mir das Zeichen, daß ich ans Schiff kommen sollte.

„Mariane," sagte ich — „ich muß fort! Jetzt, diesen Augenblick! die Schüsse rufen mich! Mariane! Es ist, als könnte ich nicht scheiden, und doch muß ich! jetzt!" Ich fiel vor ihr nieder, ich wollte ihr sagen, daß ich sie liebte. Da drang der Gräfin Stimme

in mein Ohr. Sie sah Marianen. Mariane breitete die Arme ihr entgegen.

Ich mußte fort, Roger! Ich mußte! „Lebe wohl!“ rief ich — „wir sehen uns wieder.“ Ich warf mich in den Nachen. Ich flog durch die Felsen, ich lud ein. Ich küßte den Boden, wo ich so glücklich gewesen war. Ich stieß ab, mit einer tödtlichen Empfindung, von dem Lande meines Glücks.

Ich kam an das Schiff. Die Thaue donnerten, die Seegel schwirrten, das Meer brauste, und dahin flog das Schiff. Die Küste verschwand, und alles, alles war verflogen, wie ein zu schöner Traum. Ach, bei jedem Eilande, das aus dem unermeßlichen Meere empor stieg, bei jeder lustigen Palme, die ich sah, breitete ich meine Arme vergebens aus!

Acht Jahre blieb ich in Indien. Ich war jetzt reich genug, Roger, um ihr Leben sorgenfrei zu machen. Mein Herz fühlte eine unendlich reiche Liebe. Da flog ich nach Europa, und von Amsterdam in einem Kauffahrer nach Liverpol.

Ich besuchte meine Bai. Ich fand einen kleinen Altar errichtet, mit der Inschrift: „Dem edelsten Mann! den vier und zwanzigsten August.“ Mit Bleistift war deutsch dar-

unter geschrieben: „Wo du bist, mein Freund: ein Herz voll Liebe feiert diesen Tag mit dir! O, alles Glück des Lebens sey mit dem edlen Mann!“

Das hatte sie geschrieben. Ich flog in die Bai, ich ging zum Grafen Dunbar. Er war in Schottland. Sein Haushofmeister gab mir die Nachricht, daß Mariane nach Deutschland zurück gegangen sey. Sie lebte bei ihrer Mutter in Sellstedt, einem Dorfe bei Emden. Weiter wußte er nichts von ihr. Sie konnte jetzt vier und zwanzig Jahr alt seyn.

Da flog ich nach Deutschland. Ich kam in Emden an. Ich fragte nach Sellstedt. Ich reiste dahin. Mariane hieß sie, nur den Namen wußte ich. Aber der Zufall führte mich glücklich. Ein niedliches Landhaus lag an dem Ende des Dorfs, wo ich herein kam, auf einem Hügel, von dem ich das ganze übrige Dorf übersehen konnte. Es waren nur Hütten. Hier mußte sie wohnen. Mein Herz schlug ungestüm; denn eben morgen war der vier und zwanzigste August wieder.

Ich ging in den Garten, der offen war. Ich sah von weitem, durch leichte Gebüsche, die mich verbargen, die Gestalt eines Frauenzimmers in dem Schatten eines Baumes sitzen.

Sie war es; es war Mariane, jetzt in der vollen Pracht der stolz aufgeblühten Schönheit. Ich betrachtete sie lange, sehr lange. Es war noch das lächelnde, liebreizende Gesicht, voll einer himmlischen Ruhe.

Da trat ich hervor; da lag ich zu ihren Füßen. „Mariane!“ rief ich — „ich sehe Sie wieder!“

Sie sprang auf, sie erblaßte, sie sah mich einen Augenblick an. „Gott!“ rief sie, sogleich in meine offnen Arme fliegend — „mein Retter! mein theurer Retter!“

Ich drückte sie an meine Brust, meine Lippen auf ihre, und rief: „Nun, nun, Mariane, nun sind Sie mein! Nun soll nichts, nichts wieder uns trennen! So will ich Dich ewig an diesem Herzen halten, das unter allen Zonen Dir treu blieb, und Dich allein liebte.“

Sie schwamm in Thränen, sie hing fast bewegungslos in meinen Armen. Sie redete unzusammenhängende Worte. „Nicht wahr, Mariane, Du bist mein?“ rief ich wieder — „Morgen ist der Tag wieder, da mir deine Rettung gelang. Wir feierten zwei Feste, Mariane; dein Rettungsfest und meinen Geburtstag. Laß uns morgen noch ein drittes

dazu feiern, das schönste Fest einer treuen Liebe!"

„Ja," sagte sie — „ja, mein theuerster Freund! Morgen feiern wir noch ein drittes Fest. Morgen! morgen! aber heute, heute, theuerster Mann, fragen Sie nach nichts! Heute sind Sie bei mir wieder auf einer unbewohnten Insel. Kommen Sie!" Sie führte mich in ihr Haus. Ich fragte nach ihrer Mutter. Sie war verreist. „Sehen Sie," sagte sie lächelnd — „wenn wir uns sehen: so ist es immer in einer menschenleeren Oede, die doch ein Paradies ist."

Es war Abend. Ich war von meiner Reise sehr ermüdet. Das sah sie. Sie bat mich, mich auszuruhen. Ich ging. „Morgen!" sagte ich, ihr die Hand reichend. „Morgen, sagte sie mit Freudenthränen. Ich ging zu Bett. Ich hatte ihr versprochen, heute stumm zu seyn. Wie konnte ich das? Roger, wie? Ich ging zu Bett.

Am andern Morgen sah ich sie festlich gekleidet im Garten. Sie trug mir mein Frühstück, was sie mich hatte in Liverpol trinken sehen, eine Flasche Selterwasser und eine Pfeife, in eine Laube.

Ich flog hinab. „Heute!" rief ich — „heute!"

„Heute!“ sagte sie — „aber Sie frühstücken! ich bereite indessen mein Fest.“ Sie flog dahin, wie eine Nymphe. Ich setzte mich ruhig in die Laube zum Frühstück. Endlich kam sie wieder. „Ferdinand!“ sagte sie — „diesen Tag habe ich gefeiert seit acht Jahren, wie den schönsten meines Lebens. Heute, o theurer Freund! theurer Freund! was soll ich sagen? feiern Sie heute das Fest einer glücklichen Mutter mit mir!“

Hier traten ein Knabe und ein Mädchen in die Laube, einen Blumentopf und ein Papier in den Händen.

„Mutter?“ fragte ich, aufstehend — „welcher Mutter?“

„Ich, ich,“ sagte sie sanft, und mir die Arme entgegen breitend — „ich bin die glückliche Mutter dieser Kinder. Nehmen Sie die Geschenke dieser Kinder gütig an, Ferdinand! Sie sind gewöhnt, mit Liebe an Sie zu denken. Sie feiern Ihren Geburtstag nicht zum erstenmal heute.“

„Und der Vater der Kinder?“

„Er wartet nur auf einen Wink, um in die Arme des Retters seiner Frau zu fliegen.“

Die Kinder näherten sich mir. Ich stürzte auf, warf meine Flasche und beinahe auch den Tisch und alles um, und rief im Zorn: „Geht

mit Eurem verdammten Geburtstage! Ich habe keinen Geburtstag! Geht!

Die Kinder blieben erschrocken stehen; die Mutter umfaßte sie. „Gott!“ sagte sie — „er will Euch nicht erkennen! Nicht die Kinder seiner Freundin, nicht die Pfänder, daß ich glücklich bin! O theurer Freund! hätte ich Ihnen doch gesagt, damals, wie ich es wollte, daß ich die Verlobte eines Mannes war, der mich liebte! Ach, er liebt mich nicht mehr, der Mann, dem ich alles, vielleicht das Leben, die Ehre, dem ich mein Glück, dem ich den Mutternamen verdanke! liebt mich nicht mehr!“

Sieh Roger, so auf einmal war ich erwacht aus dem schönen Traume. Meine erste Empfindung war Zorn, Unmuth; meine zweite war Verdruß über mich selbst. „O Mariane,“ sagte ich — „warum sagten Sie das nicht gestern? warum ließen Sie mich den schönsten Traum des Lebens fortträumen?“

„Weil, weil, o theurer Ferdinand, weil ich den edelsten Mann, den ich kenne, nicht verlieren wollte. Mein Mann war mit meinen Kindern verreist. Er kam erst in der Nacht zurück. Meine Kinder sollten Ihnen sagen, daß ich eine glückliche Mutter bin. Sie sollten meine Kinder lieben. Sie sollten meinen Mann

lieben. Gestern — wer weiß, ob ich Sie hätte halten können! Wer weiß!"

Da trat ein Mann in die Laube, ein schöner Mann, und flog mit offnen Armen auf mich zu.

Noch tobte ein Sturm in meiner Seele, der zu heftig wurde, da ich ihn sah, der sie sein nannte. „O warum," rief ich — „zertrümmerte ich meinen Nachen nicht! warum verließ ich das Paradies, das mich mit ihr einschloß!"

Damit mehr Herzen Sie Retter nennen könnten," sagte der Mann, mit einem edlen Tone. Sie nahm ihre Tochter vom Boden empor, und trug sie mir entgegen. „Sie heißt Ferdinandine. Das Kind feiert heute seinen Namenstag, und wir den schönsten Festtag des Jahres."

Das Kind sagte zu seiner Mutter: „Ist's denn Vater Ferdinand, Mutter? dieser, nach dem ich heiße? du sagtest ja immer, er wäre freundlich, wie ein Engel, und hülfreich, wie Gott?"

„Ach," rief ich — „ein Engel verlor nie so viel, als ich heute!" Aber da nahm ich das Kind an meine Brust, und benetzte es mit meinen Thränen. Ich nahm die Blume, ich nahm ein paar Zeilen, von der Mutter Hand

geschrieben, worin sich ihr schönes Mutterherz ergossen hatte. Sie bat um meine Liebe für ihre Kinder.

Drei Tage blieb ich dort, um in jeder Minute tief zu fühlen, wie glücklich ich geworden wäre, wenn sie mein wurde. Am vierten verließ ich heimlich das Haus, und ging nach Emden, von da nach Amsterdam. Das Leben war mir gleichgültig geworden. Ich suchte den Tod, Roger, und bestieg die Stufen der Ehre, die mein Muth mir erwarb. Ich floh lange die Küste von Europa, die mein Herz so verwundet hatte! zweimal, mit Wunden, die noch nicht heil sind.

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Marianens Mann hieß Reland. Darum fiel der Name so auf mein Herz.

Am andern Morgen nahm ich den jungen Ehemann Amaliens in ein Fenster. Reland? Reland heißen Sie? Ich habe einmal einen Herrn Reland gekannt, der nicht weit von Emden wohnte." Er lächelte. —

„In Sellstedt," sagte er — „Es war mein Vater."

„Er lebt nicht mehr?" fragte ich mit Herzpochen, trotz meiner Jahre, und trotz meiner Narbe.

„Er ist lange todt. Ich war noch ein Kind, da er starb."

O Roger, Roger! warum hatte ich alle Hoffnungen dahin gegeben! „Und Ihre Mutter?" fragte ich, fast mit stockendem Athem. „Meine Mutter," sagte er seufzend — „starb in England auf einem Gute des Grafen Dunbar. Ihr Leben war finster. Sie haben sie gekannt?"

„Nein," sagte ich zitternd — „Ihre Mutter kannte ich nicht. Aber fahren Sie doch fort!"

Eine Begebenheit in ihrer Jugend, auf einer Einöde bei dem Gute des Grafen hatte einen ewig dauernden Einfluß auf die Empfindung ihres Herzens gehabt. „Fast glaube ich," setzte er finster hinzu — „eine geheime Liebe zu einem Manne, der sie einmal gerettet hat. Sie war wohl glücklich, meine gute Mutter; aber mich dünkt, ein geheimer Schmerz verzehrte die Keime ihres Lebens. Die Gräfin hatte ihr eine Hütte auf der Ein-

öde bauen lassen, die sie so liebte. Hier starb sie."

Der zitternde Ton des Sohns, mit dem er diese Worte aussprach, fuhr wie die Sense des Todes durch meine Seele. Sieh, also — ach! ich mag nicht weiter schreiben! Lebe wohl!

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Es war Marianens Sohn; Du kannst leicht denken, daß ich mich seiner annahm. Doch das war bald abgemacht. Mein Herz zerging in finsterm Schmerze; denn sieh, wenn ich — o wenn ich — Aber ich mag mir nicht vorzählen: wie wenig es war, was meinem Glücke im Wege lag. Ich nahm Abschied, und floh nach Oldesiohe, wo ich meinen Neffen antraf.

Ich hatte vergessen, nach der Schwester zu fragen, nach Marianens Tochter.

Sieh, ich wandle schon auf den Gräbern geliebter Menschen. Und in ein paar Tagen geht wieder der vier und zwanzigste August über mein Leben, und Niemand ist, der ihn feiert. Ich werde ihn feiern mit geheimen Schauern, mit finstern Gedanken. Armer Roger! armer Ferdinand!

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Und warum strecke ich denn die Arme aus, nach den Gestalten, die verschwunden sind? bleibt mir denn nicht genug Glück übrig? Ach, die Herzen, die ruhen, bedürfen keiner Thränen, und die Herzen, die ängstlich im zerrissenen Busen schlagen, werden nicht mit Thränen geheilt. Nein, ich schlage wieder die Arme frisch um das Leben, Roger, und bade mich in seinen tausend springenden Quellen. Hoch fliege der Wimpel! hoch schwelle das Seegel! muthig steure ich durch die tragende Fluth, und begrüße jedes Land, wie meine Heimath, und begrüße jeden Baum, der mir froh entgegen winkt.

Ich kam in Oldesloh̊e an. Mein Neffe kam mir finster und ein wenig beschämt entgegen.

„Ich habe sie also verloren?“ sagte er trübe.

„Was noch über dem Grabe ist, junger Mensch, ist nicht verloren,“ sagte ich noch trüber. — „Und wenn, wie Du sagtest, die Vorsehung mit im Spiel ist: was hast Du zu seufzen?“

„Und wärs ein bunter Zufall, der mich und sie zusammenwarf, in einer lustigen oder bösen Laune?“

„So wars ein Zufall!“

Wir fingen nun Beide an zu philosophiren. So kamen wir nach Lübeck. Er saß dort an einem Tischchen mit gestütztem Haupt, ich hier an diesem. Er seufzte, ich antwortete seufzend. Mein Willem rief: „Ich wollte, wir säßen auf einem Dreidecker, und ein tüchtiger Sturm hinter uns; Herr, der würde Euch die Runzeln von der Stirn vertreiben.“

„Wie weit ist Dünhof?“ fragte ich.

Hier sprang mein Neffe auf. „Ja, dahin will ich!“ rief er. — „Und ich will Dich begleiten;“ rief ich, ebenfalls aufspringend — „ich will den Verdruß von mir abschütteln;

Denn, zu allem Henker! leben denn nicht Menschen, die ich lieben kann?"

„Wer ist das, Capitain?"

„Du, zum Exempel, Julius."

„Und die andern?"

„Das geht Dich nicht an. Aber Deinen Vater will ich kennen lernen."

Wir fuhren ab. Ich kannte mich, Roger, wenn ich nun diesem Dünhof näher kam, wie mir dann seyn würde. Ich beugte also vor, und sagte meinem Neffen: „Mir ist eine fatale Geschichte passirt, die ich in Hamburg erfahren habe. Ich hatte eine Braut, die beim Henker! mir so gut vom Himmel bestimmt war, als Dir Deine." Er sah mich an, und zwar, wie mir es schien, auf meinen Truthahnsschnabel, den ich der Windbeutelei und Unwissenheit eines französischen Wundarztes zu danken habe.

Das verdroß mich ein wenig. „Hurrah, Bursche, was hast Du anzuführen?" rief ich. „Du hast Deine Dulzinea durch eine Lache getragen. Ich rettete sie aus des Todes Rachen, von dem doppelten Tode, der Schande vielleicht. Du sangst ein Duett mit ihr, eine Viertelstunde lang, und ich eins zweimal vier und zwanzig Stunden, und ich stand dabei im höllischen Feuer, so kalt, wie ein Heili-

ger, und die ganze Welt um uns war versunken. Ich war mit ihr allein, wie Adam mit der Mutter der Lebendigen, und — was lachst Du, Hasenfuß?"

„Ueber Ihren Eifer. Wann war das?"

„Vor vier und zwanzig Jahren, Bursche, wo noch kein französischer Feldscherer mit meiner pia und dura mater zu thun gehabt hatte."

Sieh, Roger, ich wollte mich gern mit dem Burschen zanken, um weniger die Risse von den Dornen zu fühlen, die mir der Anblick Dünhofs geben würde. Aber ich war erstlich zu lustig dazu, dann zu betrübt, dann wieder zu lustig.

Mein Willem, der seinen Capitain kennt, wie sich selbst, fragte sehr ernsthaft: „Seyd Ihr in dieser Gegend schon bekannt, Capitain?"

„Nein," sagte ich trotzig. Ich wollte mich denn aufs Philosophiren werfen. Ich behauptete, das Glück, auch das feinste, auch das geistigste, auch das, was die Thränen der Freude aus dem seligen Herzen hervorhohlt, auch das, wo das Herz, wo die Brust zu eng ist, die Freude zu beherbergen, weil eine tugendhafte, große Handlung, oder ein edel schweres Opfer, oder der Anblick einer fremden

Tugend — zum Beispiel des Socrates, den Schirlingsbecher in der Hand — oder des Timoleons mit verhülltem Haupt vor dem geliebten Bruder, der sterben muß — wo ein solches Glück den dürftigen Augenblick in die reichste Ewigkeit, die Erde in den Himmel, und alle Hoffnungen der Jugend, der Träume in selige Gewißheit verwandelt; selbst dieses Glück besteht, beim Licht besehen, in nichts weiter, als in einem kleinen Kitzel der Nervenfühlfäden, und ein weiser Mann weiß, was er dabei zu denken hat. So ist auch der Schmerz, und könnte er einer Statue von Bronze eine Zunge zum ächzen geben, und risse er, wie der Samiel die Glieder den Menschen ab: so besteht er aus nichts, als aus kleinen Dornstichen, die man doch täglich, ohne zu ächzen, aushält. Hätten wir nicht die Phantasie, die, wie die Engel in katholischen Kirchen, Marterwerkzeuge und Palmenkränze und Zweige in Einer Hand trägt, so wollte ich doch sehen, ob wir nicht Alle Epiktete wären, und nicht mehr die Narren der Natur, die uns lachen und weinen läßt mit einem Zuge am Faden des Manekin.

Ich sah meinen Neffen an, ob er mich nicht angreifen würde. Er lächelte, und sagte: „Ich habe nie das Daseyn des Geistes schärfer be-

weisen hören. Denn wenn, zum Beispiel, die edelste Liebe — "

„Die edelste Liebe? Es geht ihr gerade, wie dem Adel der ältesten Familie, Julius, die so gut von Adam abstammt, wie der Bauer, der seinen Großvater nicht nennen kann. Die Liebe eines Insekts, des Johanniswurms, der wie ein Jüngling umherschwärmt, und das erste beste Weibchen besucht, das unschuldig und verschämt im Grase liegt, aber doch, um sich finden zu lassen, den glänzenden Reiz verbreitet, diese Liebe ist die leibliche Schwester der deinigen, und hätte deine Unbekannte alle Nonnenschleier über sich hergehängt, und den Glanz der Urania Platons dazu. Die Welt soll nicht aussterben! das ist alles. Prahle Du mit geistiger, mit edler Liebe, so viel Du willst! Es läuft am Ende auf Eins hinaus, Du magst dabei so viel fluchen, und Deine Schöne so viel dabei erröthen, als sie will."

„Die Mutterliebe ist nicht um ein Haar edler, die Familienliebe, die Bruderliebe —" Hier, Roger, das Wort Bruderliebe hätte ich nicht berühren müssen. Hier zerschmolz mein Herz in zu süßer Wehmuth. Ich stieg aus, ich bat den jungen Menschen, sitzen zu bleiben, und am Dorfe auf mich zu warten. Ich wollte

mit mir selbst in Streit gerathen; ich fragte mich selbst: „Ist es denn nicht so?“ Aber ich konnte nicht länger. Ich rief: „O heilige Natur, mag dieses Herz in süßem Schmerz vergehen! Ich will Dich nicht lästern, und müßte ich an dem Grabsteine der Menschheit sitzen, und über das allgemeine Grab, der letzte Deiner Kinder, weinen.“

Als ich nun über die Marschweiden ging, durch die Heerden weidender Rinder, als nun aus den Bäumen die Häuser von Dünhof hervorsahen, als ich nun an die Stelle kam, wo ich vor sechs und zwanzig Jahren von meinem Bruder mich trennte; da sank ich auf die Knie an eben dem Orte, wo ich mit ihm kniete, und alle meine Wunden schmerzten nicht mehr, und alle meine Unglücksfälle trugen Gestalten leuchtender Engel, und flogen empor zum Himmel, und ich rief voll demüthiger Andacht: „Der Schmerz ist das Band zwischen Himmel und Erde, nicht das Glück! Der Schmerz ist die wahre Himmelsleiter, auf der Engel hinauf und herabsteigen. Lebten sie alle, die ich je liebte: so wäre ja meine Freude in die Mauern des Lebens eingeschlossen, in dieses enge Gefängniß. Du schönster der Engel, Tod! Dich mahle ein Künstler mit goldnen Flügeln, eine Aurora um Dein Haupt,

eine Abendröthe um Deine Füße! Deine Hand zeige gen Himmel, wohin Du unsere Hoffnungen erhebst!“

Und so, ruhig, freundlich, entschlossen, mich nicht zu erkennen zu geben, ging ich dem Wagen nach, und hieß Julius aussteigen. Wir gingen durch das Dorf. In dem ersten Hause verkündigte ein Freudengeschrei die Ankunft Julius. Die Bewohner stürzten hervor, und reichten dem Jüngling die Hand, und begleiteten ihn freundlich, und von Haus zu Haus wurde unser Gefolge größer.

„Du ziehst ja hier ein, wie ein wahrer Triumphator.“

„Wie der Sohn des Triumphators; denn die Liebe gehört ganz meinem Vater.“

Ach, da sah ich das Haus, wo ich — so oft — so schwer —

Da kam ein Kopf ans Fenster, und da öffnete die Hausthüre sich. „Julius! Julius!“ war das allgemeine Geschrei. Er hing in den Armen seiner Schwestern und Brüder. Da wendete der Vater das frohe Auge auf den wiederkehrenden Sohn, und die Mutter mit den Thränen der Freude. Und der Sohn knieete unter allen Zuschauern vor seine Eltern hin. Der Vater legte die Hand auf seine Stirn. Die Mutter empfing ihn schon, wenn er sich

empor richten würde, mit den offnen Armen, mit dem pochenden Herzen. Die Männer unter unsern Begleitern nahmen die Hüte ab, als wäre Gott zugegen. Er war's.

„Mein Julius!“ sagte der Vater, mit zitternder Stimme, seine Thränen wurden von der Vater-Würde verhüllt; aber die Mutter ließ sie fließen, die Perlen der schönsten Mutterliebe.

Als alles vorüber war: da erinnerte man sich auch endlich des Capitains, der nicht einmal so viel Theil an dieser Szene hatte, als der geringste der Einwohner.

„Der Capitain Bloem,“ sagte Julius. Da wendeten sich der Eltern Gesichter auf mich. „Willkommen!“ sagte der Vater, mir die Hand reichend — „ein Freund meines Sohnes?“ Die Mutter verbeugte sich tief. Es schien, man wußte, daß ich reich, und gegen den Sohn freigebig gewesen war. Die Geschwister meines Neffen betrachteten mich einen Augenblick lang, um zu wissen, wie ein reicher Mann aussähe; dann schlossen sie einen Kranz um den Bruder, und führten ihn frohlockend ins Haus.

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Sieh, Roger, da stand ich vor dem geliebten Menschen. Ich fand in dem funfzigjährigen Gesicht nach und nach alle Züge des Jünglings wieder heraus. Sein sanftes Lächeln war eine freundliche weise Güte geworden. Auf seiner Stirn hingen nicht die finstern krausen Falten der Leidenschaft und der Sorgen, sondern die Falte des Nachdenkens und des Alters. Das Feuer seiner Augen war dahin, und hatte dem sanftern Lichte der Liebe Platz gemacht.

Als ich ihn betrachtet hatte, da fiel mein Auge auf seine Frau. Die Liebe der Gattin, der Mutter, der Hausfrau hatte ihr glänzendes Siegel auf die ganze Figur gedrückt. Als er mit mir redete, stand sie hinter ihm an seine Seite festgelehnt, das Haupt auf seine Schulter gestützt, und lächelte, wenn er lächelte, und sagte er ja, so nickte sie unverkmerkt, und sagte er nein, so begleitete ein sanftes Kopfschütteln sein Nein. Sie waren einer das Echo von dem Andern, und während dessen standen die Geschwister durch einander her, und jeder hatte dem Julius etwas zu

sagen, zu zeigen; die Mädchen, was der Weihnachten, was jeder Geburtstag gebracht hatte; und alle kleine Veränderungen im Hause, im Garten, wurden so sorgfältig hererzählt; der neue Hofhund wurde an der Kette in das Zimmer geholt; ein neuer Canarienvogel wurde gezeigt. Und Julius liebkoste dem Hunde, und lobte den Vogel, und fiel bald einer Schwester um den Hals, bald einem Bruder; und alle diese Liebe löste mein Herz auf in Wehmuth und Inbrunst. Und mein Willem stand auf der Schwelle, und trocknete sich die Augen bei dem Anblicke.

Nun setzte sich der Haufen Geschwister in einem kleinen Winkel, und fing an zu wispern und zu zischeln und zu flüstern, und die Hände falteten sich durch einander, und die Gesichter wurden ernster, und Thränen flossen.

Roger, ich mußte hinausgehen, um mich nicht zu verrathen. Ich hätte rufen müssen: „Ich bin Euer Bruder Joseph! lebt mein Vater Jakob noch?“ Aber ich kam noch wieder zu einer neuen Szene der Liebe.

Mein Wagen kam, der den Umweg um das Dörfchen hatte machen müssen. Er wurde abgepackt. Da stürzte auf einmahl, mit einer sehr heftigen Bewegung, Julius in meine Arme, mit glänzenden Augen; ich konnte mir

nicht erklären, warum. Aber er trug ein Kästchen auf den Tisch, öffnete es, und „Hier, Regine!“ rief er, und gab seiner Schwester ein Geschenk, und dann mit zitternder Stimme: „O meine Clementine!“ gab er der zweiten Schwester eine Schnur Bernstein-Perlen mit einem Kreutze, dann den andern allen, und zuletzt konnte er nicht mehr reden vor freudiger Wehmuth.

„Julius! Julius! Woher nimmst Du das?“ fragte der Vater bestürzt. Da reichte der Sohn dem Vater eine Banknote, die ich ihm gegeben hatte. „Wenn sie Dein ist, Sohn,“ sagte der Vater — „so nehm ich sie. Denn eben, eben bin ich in großer Noth. Aber erst rede!“

„Nehmen Sie!“ sagte Julius — „Ich erhielt sie aus der Hand der Freundschaft, hier meines Capitains.“

Ich hatte mich geirrt, Roger. Sie wußten nichts von mir. Es war nur der Empfang der Gastfreundschaft gewesen, den ich für den der Dankbarkeit hielt. In diesem Hause war alles edler und schöner.

Da sahen sie mich Alle an, und Julius sprang an meinen Hals, und rief: „Bloßer Kitzel der Nervenfühlfäden, Capitain? Ein weiser Mann, wie Sie, weiß, wie er das

alles zu nehmen hat.“ Und hier fiel er, laut- schluchzend, seinem Vater in die Arme. „Noth, mein Vater? Noth? nein, Noth soll Sie nicht treffen, so lange der Capitain da — der, ich versichere Sie, nach unserer Freude und Liebe nicht einen Pfifferling frägt — so lange der ein Mark in seinem Beutel hat!“

Da konnte ich nicht länger. Die Gewalt dieser Szene riß alle Schleusen meines Herzens auf, und die Empfindung kündigte sich in zwei Thränenströmen an. „Ach, wir wissen schon alles, Herr Capitain,“ sagte eine Kleine von dreizehn Jahren — „wie gut Sie sind, wie so sehr gut! Julius hat uns schon das alles im Winkel erzählt.“

Sieh, Roger, da wollt ich schon mit meinen Geldsäcken dazwischen schlagen, und unter diese Thränen der feinsten Freude und des süßesten Mangels den Schlagregen der kalten fühllosen Goldstücke fallen lassen. Ich machte schon eine Bewegung nach der Thür. Da sagte der Vater: „Und doch wollte ich, Julius, Du wärst erst Morgen gekommen.“

„Morgen?“ fragte er.

„Ja,“ rief alles — „morgen! erst morgen! Da ist Oheim Ferdinands Geburtstag.“

„Meines Bruders,“ sagte der Vater zu

mir — „der wohl långst das Leben verlassen hat; meines Bruders, den ich sehr, zu sehr liebte. — Sieh, Julius, wenn ich nun morgen mit meinen armen Geschenken, mit einem Bande auf die Haube, mit einem Halsbande aus der Mutter Haar, mit einem paar Büchern komme, die freilich dem Bedürfniß in schöner Liebe abgedarbt sind: so werden sich die Kinder nicht freuen. Ich wollte, Du wärst morgen erst gekommen."

Roger, Roger! ich stand da, wie ein armer Sünder, bis an die Ohren im Schmerz der Auflösung, der Erweichung, der Wehmuth, des Herzwehs! Ich weiß bis diese Stunde nicht, wie ich es aushielt, ohne mich zu verrathen.

Fortsetzung.

Am andern Morgen waren die Spinnräder aus dem Zimmer geräumt, die Mädchen hatten noch alle Blumen des Gartens zusammengesucht. Der Vater kam, die Hand an die Stirn gelegt, aus dem Garten ins Zimmer. Die Mädchen hatten sich in ihre Festtagskleider geworfen. Nun brachte die Mutter ein

Körbchen mit den Geschenken. Während sie die Geschenke vertheilte, sagte der Vater: „O, lebt er noch: so gebe ihm Gott heute einen guten Tag! Den schönsten Tag meines Lebens nehme Gott, und mache für ihn eine noch schönere Minute daraus! Kinder, ich bitte Euch: freut Euch! Die Liebe hat einen eben so großen Theil an diesen armen Geschenken, als an den reichen Eures Bruders! Sieh, Clementine! das Band hat deiner Mutter mehrere Nächte Schlaf gekostet, in welchen sie arbeitete, um das Band anzuschaffen.“ Clementine, ein Mädchen mit einem höchst edlen Gesicht, fiel ihrer Mutter weinend um den Hals.

„Heute, heute, Ferdinand,“ rief mein Bruder — „o heute hänge auch die Liebe an deinem Halse, und ein Auge voll Freudenthränen stehe vor deinen Augen, wenn du noch lebst!“

Da umfaßte ich ihn, den geliebten Bruder; da drückte ich ihn an das schlagende Bruderherz; da waren seine Wünsche erfüllt; es standen Gesichter, und alle mit Liebesthränen bedeckt, vor meinen Augen.

„Wenn mich nicht alles trügt:“ rief ich — „so lebt Ihr Bruder noch. Ich denke, ich habe für ihn einmal Waaren nach Holland

mit gehabt, und zwar, denk ich, das letztemal. Ich muß ja seinen Adreßzettel noch haben, mit seines Namens Unterschrift. Blume und Georgi ein Compagniehaus in Bombay. Wenn er es ist, was seine Hand ausweisen muß: so kann ich Ihnen sagen, daß er lebt, daß er glücklich ist, nicht reich, aber doch in einer ganz leidlichen Lage."

Die Freude zuckte in meines Bruders Herzen bei den Worten. „Gott!" rief er, und drückte mich an seine Brust — „Ich bitte Sie, nachzusehen." Ich nahm Clementinen mit auf mein Zimmer, mir zu helfen, auszupacken. Ich packte aus. Ich hatte ein paar Waaren-Zettel bei mir, daß wußte ich; unter meinem wahren Namen, aus Bombay, wo ich mit Georgi ein Haus habe. Ich fand den Zettel, ich zeigte ihn Clementinen; sie las. Sie lief hinab, den Vater zu holen.

Schnell schrieb ich noch unter den Zettel die Worte: „Besorgt durch Capitain Honorius Bloem aus Emden."

Nun kam mein Bruder schnell zu mir. „Sehen Sie nach, ob das Ihres Bruders Hand ist?" sagte ich.

Er nahm ihn, drehete sich ab, und küßte

ihn, wie mir es schien. „Er ist es!“ sagte er leise — „O er lebt! wie lebt er?“

„Ja, lieber Herr Blume; so viel ich weiß, recht glücklich, im Hause eines edlen Mannes, Georgi, dessen Compagnon er ist. Viel ists nicht, was ich weiß.“

„Er lebt!“ rief er, wie er mit mir hinab kam — „er lebt! Kinder! O Luzie, ich bitte dich, mach aus dem heutigen Tag ein großes Fest, wenn es möglich ist!“ Mutter und Töchter sprangen hinaus in die Küche. Mein Willem, der sich von Julius erklären ließ, wovon die Rede war, setzte sich zu Pferde, und ritt nach dem Gute meines ältesten Bruders.

Er kam zurück, am Sattel hingen ein paar Kapaunen und ein Truthahn. Er machte selbst einen Schiffspudding. Der Bursche hatte nach einer Stunde die Herzen aller Menschen im Hause; denn er wußte, wie ein guter Seemann, für alles Rath. Ein Bratspieß von seiner Erfindung trieb sich lustig um. Er hätte große Lust, nach Art der Otahaiter, ein junges Schwein in einer Grube zu braten.

Er holte ein großes Flaschenfutter aus dem Wagen. Und ehe er die Flaschen in den Keller brachte, öffnete er eine Flasche Campagner, und nach einer Viertelstunde war keine

frohere Küche auf dem Erdenrunde, als die unsrige. Selbst die ernste Clementine hatte Flügel an den Füßen, und eine schöne Rosenröthe auf den Wangen.

Julius lief im Dorfe umher, um die Kinder zu sehen, die während seiner Abwesenheit geboren waren, um den Paaren Glück zu wünschen, die sich verheirathet hatten. Er öffnete jedes neue Fenster, stieg in jede neue Scheuer, ließ sich jedes neue Stück Vieh vorführen, und knüpfte alle Faden der alten Liebe wieder an.

„Capitain," sagte er heimlich — „ich komme mit leeren Taschen wieder." Ich steckte ihm meine Börse zu. Er schüttelte, wie ein Merkur die volle Börse in der Hand, und that einen frohen Luftsprung, und wieder zum Hause hinaus.

Dann gings zu Tische. Mein Willem hatte alle meine Flaschen in Ordnung gestellt; und er machte den Mundschenken. Wir wurden unbeschreiblich fröhlich bei dem Tische, auf dem nicht einmal Weingläser genug waren. Dieser Mangel an allem, an allem, nur nicht an Glück, nur nicht an Liebe; o wie rührte er mich! da nickte ich meinem Willem zu. Er brachte eine Kiste ins Zimmer, und stellte sie offen auf einen Tisch.

Die Mädchen, außer Clementine, machten lange Hälse und große Augen. „Nun," rief ich — „Kinderchen, ich bitte Euch: sucht Euch aus. Waaren, frisch aus Ostindien und London. Frisch! zugegriffen!" Mein Willem packte aus, und hing die Shawl's, wie sie wohl nicht auf die Messe kommen, auf Stühlen umher; und seidene Zeuche und ostindische Zitze, und Armbänder, Halsbänder, Ohrenringe, sortirte er, wie ein Kaufmann, der gern handeln will, auf dem Tische neben einander.

Es waren Mädchen, vier Mädchen und die Mutter, die umher standen. Sie sahen die Herrlichkeiten mit leuchtenden Augen an; aber sie waren ihnen doch zu kostbar. Eine Kleine stand neben mir. „Greif du zu, Sophie!" sagte ich. Da streckte sie die Händchen aus, und ihr Auge hing auf meinem, ob sie dürfe. „Ach, das ist so schön!" sagte sie, und zeigte auf ein Stück Zeuch. Ich hing es ihr auf den Arm. „Es ist dein!"

„Ach, Mutter," rief das Kind fröhlich und ungewiß — „darf ich?"

„Ihr dürft alle, Ihr sollt, Ihr müßt, wenn Ihr anders den Capitain Honorius Bloem lieb habt!"

Da griffen die Hände zu. „Clementine erst!“ riefen alle die Schwestern.

„Warum?“ fragte ich verwundert. Sie war die Zweite. „Ja,“ sagte die Kleine — „weiß sie erst, was wir gern möchten: so nimmt sie lieber, was sie nicht mag.“

„Clementine,“ sagte die Mutter — „so wähle heute einmal recht, was du wünschest! Ich bitte dich!“

Willem stand neben ihr, zupfte ihr an der Schürze, und zeigte, daß ich es nur sah, mit einem Finger auf ein Stück ostindischen weißen Zitz, der in der That sehr kostbar war. Sie sah es nicht. Sie beobachtete ihrer Schwestern Blicke, die freilich auf den bunten Sachen fest hingen.

Sie wählte das weiße. Willem sprang hoch auf vor Freude, als sie es nahm. Sie nahm es auf mit einer schönen Röthe. „Sehen Sie wohl,“ sagte Sophie — „das schlechteste.“

„O gewiß nicht, Sophie,“ sagte Clementine, Sophiens Wangen küssend — „sey nicht böse! Du weißt es, wie sehr ich Weiß liebe.“

„Nun, Regine, du!“ rief Adelheid, ein kleines, naseweises Ding, und nahm die

Sachen auf, prüfte, als wäre sie eine Kennerin, Farbe, Muster, Feinheit. Sie wählten.

Dann gings über die Shawl's her. Clementine wählte wieder eine sanfte Farbe, und auf Willems Winken den schönsten Shawl, der am wenigsten ins Auge fiel.

Nun kam es an die Ketten, Ohrgehänge, Halsbänder. Adelheid schätzte sie alle, bot Clementinen, was ihr das schönste schien. Willems Gesicht war die höchste Angst, sie möchte sich bereden lassen. „De snoer Paarlen!“ sagte er zwei-, dreimal mit ängstlicher Stimme, und zeigte darauf. Sie nahm sie. „Die Stückchen Glas?“ sagte Adelheid — „Ich wähle Gold.“

„So weiß, so rein!“ sagte Clementine lächelnd — „Laßt mir doch meinen Willen! Ich bin ja damit zufrieden.“

„Wähle immer so, mein Kind!“ sagte ich. Und Willem stand da, mir zulächelnd und zuwinkend. Er kannte den Werth.

„Nun, liebes Mütterchen,“ sagte ich zu Luzien — „nehmen Sie das Uebrige!“ Sie wollte nicht. Julius trat dazwischen, und nahm alles, den Kasten dazu, und trug es in seiner Mutter Schlafzimmer.

Die drei Mädchen konnten nicht fertig werden, ihr Zeuch sich anzuhalten, die Halsbän-

der umzuthun. Clementine allein hatte das Ihrige über die Seite geschafft.

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Nach Tische schlich ich mich zum Hause hinaus, nach der Anhöhe, wo Reginens Eiche stand. Da saß ich, Roger, auf einer steinernen Bank, die mein Bruder dorthin gebracht hatte; und mein Blick flog hinaus in die unermeßliche Ferne, ach, nicht des Tropfens, der zu meinen Füßen stürmend aufwallte, und den die arme Zunge des Menschen das Meer nennt, sondern in die unermeßliche, geistige Ferne, über die Gränzen der Schöpfung hinaus, über die Gränzen der Zeit, und hielt rührende Gespräche mit zwei Schatten, mit zwei Engelgestalten. Und es umzogen mein Herz die Ströme des Paradieses, und der Wohllaut der Geisterstimmen, und aus dem Grabe blühete der Lebensbaum empor; und der dunkle Gang der menschlichen Schicksale erhellte sich, wie eine Morgenröthe, und die Stimme der ewigen Liebe rief herab vom Himmel: „Alles ist Liebe, was geschieht!“

Da fühlte ich auf einmal zwei Arme, die sich um mich schlangen, ich hörte Worte einer menschlichen Stimme an meinem Ohr. Ich sah auf, wie aus einem Traume. Julius war's. Er fragte besorgt: „Gott! was ist Ihnen? Capitain! Vater! was ist Ihnen?"

Mir war ganz wohl, so wohl, daß ich seine Frage nicht begreifen konnte. „Sie saßen da," sagte er — „bleich, und wie erstarrt, mit offnen Augen, die nicht schauten, die erloschen schienen für das Licht des Tages. Sie lächelten. Bei Gott, ich glaubte, Sie stürben!" Thränen standen in den Augen des Jünglings.

Ich reichte ihm die Hand, ich stand auf, und fühlte mich ungemein ermattet. Es that mir wohl, wie er mich in den warmen Sonnenschein am Fuß des Hügels führte. Es hätte nicht viel gefehlt, Roger, so hätte ich meinen Traum für wahr gehalten. Die Liebe, die Wehmuth hatte mein Inneres aufgelöst, hatte meine Phantasie verderblich ergriffen. Verderblich? verderblich? warum? weil ich nicht sagen kann, wie es zuging? Alles, was ich je gefühlt habe, ist nicht wahrer gewesen, als was ich hier träumte. Aber dennoch zerstörend! Ich ging mit starken Schritten im warmen Sonnenschein nach Hause, und ich

trank mit Julius und seinem Vater alten Rheinwein, und so kehrte ich durch einen neuen Rausch aus dem Rausche einer andern Begeisterung wieder in das Leben zurück.

Aber doch hatte es mir wohlgethan. Ich war fröhlicher und stärker geworden. Ich konnte mir von meinem Bruder seinen Lebenslauf erzählen lassen, ohne wieder so erweicht zu werden. „Lieber Freund," sagte ich — „ich höre nicht gern Klagen mitten aus dem Schooße des Glücks, in dem Sie sitzen; bei meiner Seele, Herr, in dem Sie sitzen! Sie klagen über Mangel; ich würfe für eine Stunde Ihres Lebens alle Schätze der Welt hin, und glaubte noch immer, sie zu wohlfeil bezahlt zu haben. Sieben Kinder, wie die Ihrigen!"

Er faßte meine Hand. „Kennen Sie die geheime Geschichte der Herzen meiner Kinder? Meine Clementine strahlte sonst von den Rosen der Gesundheit auf ihren Wangen, und jetzt — jetzt —! Meine Regine, die Heiterkeit selbst, das fröhliche Leben drang jauchzend aus ihrem Herzen — sie trägt an einer Bürde! Ich habe schon in den paar Stunden, da Julius hier ist, Seufzer von seinen Lippen gehört!"

„Pah, wenn die Seufzer Ihrer Töchter nicht mehr bedeuten: so —"

„Sie kennen meinen Julius nicht!“ sagte er. Da mußten wir herabkommen; wir wurden gerufen.

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Sieh, ich bin hundertmal auf die Frage gerathen, Roger: Was ist eigentlich menschliches Glück? und ich habe sie bald so, bald anders beantwortet, nach dem der Wind ging, mit dem ich eben segelte. In Benares sah ich mit meinen Augen einen Fakir, der nackt auf einem Bette, mit eisernen Spitzen beschlagen, lag. Im heißen Sommer dieser Gegend läßt er um sein Bett her noch Feuer machen, in der kalten Jahreszeit läßt er sich von oben durch eine Maschine beregnen; und dieser Mensch war, ich schwöre Dir, Roger, nicht unglücklich. Er hatte sich selbst den Namen gegeben Purrum Seatuntre, auf deutsch, Unabhängigkeit.

Der Mensch ist ein Narr ohne Zweifel; aber trotz seiner Narrheit hat mir der Anblick dieses Menschen, der auf seinen eisernen Spitzen ru=

hend zu lächeln die Kraft hatte, mehr Muth gegeben, als die schönsten Kapitel in irgend einem philosophischen Moralsystem. „Ruhe,“ sagt der Morgenländer — „ist das wahre Glück.“ Der unruhige Europäer jagt dem Unglück nach, wie Julius seiner Braut. „Gold!“ ruft er — „Gold ist der Preis, um den das Glück zu kaufen ist.“ Und ich sehe Sorgen auf Stirnen von Menschen hangen, gegen die Fürsten arm wären.

„Bewegung ist das Princip des Lebens, in der Natur, sagte mir ein Engländer, der nicht von seinem Zimmer kam — „in der Natur so wohl, als in dem Herzen der Menschen.“ Seit ich meines Bruders Haus gesehen habe, möchte ich sagen: Das Leben im Mittelstande, zwischen Sorge und Erwerb, ist das Glück; es blüht nur in dem beschränkten Kreise einer schönen Häuslichkeit, wo jede frohe Stunde eine voll Sorge kostet, wo jedes Vergnügen mit einem kleinen Opfer erkauft werden muß, wo das Herz in einer beständigen Bewegung zwischen Liebe und Sorge gehalten wird, wo jeder Tag ein kleines Leben ist, das seine Arbeit fodert, aus dem eine kleine Sorge und eine schöne Hoffnung auf morgen den Menschen in seine Schlafkammer begleitet.

Der Fehler liegt, dünkt mich, da. Wir wenden zu viel Sorge auf die Mittel zum Glück, und auf das Glück selbst zu wenig. Das Glück will erworben seyn, so gut wie alles im Leben. Tausendmal, denk ich, geht die Glücksgöttin, die Freude an uns weg, in Minuten, in Viertelstündchen gehüllt, und wir lassen sie vorüber gehen, ohne sie eines Blickes zu würdigen; denn wir wollen, die Göttin soll mit Pauken und Trompeten, mit der ganzen Schaar ihres Gefolges, wie eine Riesin in das Gewand von zwanzig Jahren gehüllt, zu uns kommen.

Man verachtet das Feuerrad der Freude, den kleinen Sprühteufel der Lust, den einen Leuchtkugelstock des Vergnügens, und verlangt ein Feuerwerk aus China. Man hat es bis zu einem Einspänner gebracht, in dem man seiner Lust nachjagt. Der Nachbar fährt aber mit vieren, und da jagt man das Vergnügen zum Hause hinaus.

Die Biene bringt den reichen Honigstock aus tausend kleinen Blüthen zusammen; so sollte es der Mensch auch machen. Aus tausend fröhlichen Augenblicken sollte er sein Vergnügen zusammen setzen. Nein, Er will, wie Gott und der Kaiser, die Weltkugel in der Hand tragen, soll er glücklich seyn.

Unabhängigkeit, nicht die meines Fakirs, Häuslichkeit, Eintracht, Liebe, Beschränktheit, Sorge, abwechselnd in Minuten mit der Hoffnung, kleine Dornenstiche des Schmerzens, wechselnd mit dem Lachen der kleinen Freuden, alle Festtage irgend ein großes Glück, und, kann es seyn, aus geistigen Zuthaten gewebt; alle zwei Jahre ein Unglück, das die Seele und das Herz in Bewegung bringt, und die Nerven des Geistes stärkt. — Da hast Du das Recept zu einem glücklichen Leben. Und mein Bruder führt es, wenn es ein Mensch führt.

Sieh, Julius sollte nach Göttingen gehen. Auf der Schule hatte man ihn dürftig unterhalten, mit Hülfe einiger kleinen Stipendien. Die Lehrer erklären, er ist überreif zur Akademie. Der Vater stützt das Haupt, die Mutter trägt die Sorge zur Hälfte. „Sorgen Sie nicht für mich, Vater!" ruft Julius muthig -- „ich verstehe Musik. Ich rede englisch. Ich will mich schon durchschlagen."

„Ich kenne das;" sagt der Vater kopfschüttelnd — „und Ferdinand muß auf die Schule!" Mächtig dringt die Noth auf Vater und Mutter ein; denn das junge Volk sieht noch hinter jedem Busche eine wohlthätige

Fee, die ihren Julius mit Edelgesteinen überschüttet.

Der Tag der Abreise kommt näher. Der Vater gibt seine goldene Repetiruhr her, die Mutter den Ring, den ihr ihr Mann geschenkt hat. „Warum essen wir nicht mit zinnernen Löffeln?“ fragt Luzie mit zitternder Stimme. Man bringt aus dem allen hundert Thaler zusammen. Die Mädchen nähen Tag und Nacht Wäsche für den Bruder. Ihr Putz wird in Halstücher, in Krausen für den geliebten Bruder verwandelt. Er nimmt auf einmal den ganzen Reichthum des Hauses, allen Putz seiner Schwestern mit sich weg. Und Alle haben sich das Wort gegeben, er soll es nicht wissen.

Beide Brüder verlassen das Haus, begleitet von Thränen, die nicht der Schmerz erpreßt, sondern die Freude, daß die Opfer zureichten.

Auf der Gränze, wo die Brüder sich verlassen sollten, Julius nach Göttingen zu, Ferdinand nach Hamburg, theilt Julius sein Capital mit seinem Bruder. Ferdinand entdeckt zur Dankbarkeit Julius die Opfer der Schwestern; und beide Brüder sandten den Schwestern Putz, der ihren aufgeopferten doppelt bezahlt, und so geht's, nachdem sie Einer an des Andern Brust geweint

haben, lustigpfeifend in die fremde Welt hinein.

Wie Julius es gemacht hat, nicht allein zwei Jahr in Göttingen zu leben, sondern noch seinen Eltern kleine Geschenke und seinem Bruder Geld zu senden? Ich fragte ihn. „Pah,“ sagte er — „das Leben kostet so wenig; und den einzigen Oberrock, den ich hatte, in Respect zu setzen, kostete mir nichts, als ein paar Schlägereien, bei denen ich lachte. Ich gab Unterricht in der Musik und im Singen, und meinte es mit dem Unterrichte ehrlich. Ich liebte die Menschen, und pfiff immer, wie ein Sperling auf dem Dache, ein fröhliches Liedchen. Es ging; ich konnte meiner Mutter ihre Löffel wieder senden, einen nach dem andern. Auf dem Fechtboden wurde ich Vorfechter, eine Stelle, die einträglich ist, und auf der Bibliothek war ich zu Hause. Ich fand die Menschen so übel nicht, Capitain. Ich reiste nach Hause mit einem kleinen Capital, und wäre nicht — meine Hebe mir in den Weg gelaufen —“

Sieh, da hast Du das Glück, die feinste menschliche Freude, die aus der Noth erwächst. Sie lieben sich: was wollen sie mehr?

Capitain Bloem an Roger.

Am andern Morgen saßen die vier Mädchen neben der Mutter auf kleinen Stühlen, jede ihr Spinnrad vor sich. Der Vater war im Garten, eins der Mädchen hatte dem Vater zu helfen. Das ging nach der Reihe. Eine besorgte die Küche, die freilich jetzt mehr Hände erforderte; denn mein Willem war mit Julius nach dem nächsten Städtchen geritten, um Lebensmittel einzukaufen, und ein Bote war nach Lübeck, um Wein herauszuschaffen. Der jüngste Sohn saß zwischen dem Geschnurre der Räder, und übersetzte ein Stück aus dem Livius, das er seinen Schwestern zur Beurtheilung vorlas, ehe es seinem Vater in der Abendruhe zur Verbesserung vorgelegt wurde.

Nach Tische verlief sich der Haufen Kinder in den Garten zum Spiel. Beide Eltern saßen, und sahen zu, und die Augen leuchteten vor Freude, und das Gelächter erhob sich laut, über die Neckereien der Kinder.

Ich saß dazwischen, den Kopf gestützt, und sah diesem Glücke mit einem frohen Herzen und stumm zu, und sann über das Glück der

Menschen nach, und philosophirte, und fand heraus, daß Niemand glücklicher ist, als mein Bruder.

Sieh, Roger, so liefen meine Tage hin. Ich that den Eltern den Vorschlag, mir Clementinen zu geben, so bald ich von England zurückgekommen seyn würde. Julius gehörte ohnehin schon mir. Er sollte die Reise mit mir nach England machen.

Das alles würde festgesetzt. Julius sendete seinem Bruder Ferdinand nach Hamburg eine kleine Summe, die seinen Zustand dort bequem machen mußte.

Ich wußte in der That nicht, Roger, was ich thun sollte. Sollte ich ihm um den Hals fallen, und sagen: „Kennst du deinen Ferdinand nicht?" O wie gern! wie gern! Aber dann mußte ich auch mit meinem Golde hervorrücken; und Roger, Roger, das Glück dieser Menschen hing an so geistigen Fäden: der Liebe, der Demuth, der Eintracht, der Beschränktheit ihrer Haushaltungen, an der Unbekanntschaft mit der Welt sogar; denn die Mädchen hatten nicht eine Spur der Buhlerei, der Eitelkeit mehr, als die Natur für gut gefunden hatte, in ihre Herzen zu legen, wie in aller Mädchen Herzen. Und die Frage ist: was würde der volle Ueberfluß aus

diesen reinen, einfachen, schönen Herzen mächen?

Nein, noch nicht. Auch muß ich ja erst Reginens Kinder kennen lernen, und meinen Bruder sehen, meinen Bruder, der —

Ich reiste ab, und versprach, Julius selbst zu einer Reise nach England abzuholen. Wollte Clementine mit mir nach England: ich nähme sie gern mit. Was zieht mich an dieses Mädchen gerade? Es kam mir einmal vor, da wir von dieser Reise redeten, als läge der Wunsch in ihrem Auge, mitzugehen. Doch das wird sich finden.

Morgen reise ich zu meinem Bruder, auf sein Gut bei Schwerin. Du sollst hören, wie ich ihn finde.

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Ich bin dort gewesen. Ich kam um zehn Uhr Morgens an. Ich hatte einen Miethswagen, ich war allein. Ich stieg aus mit Hülfe des Miethskutschers, obgleich Domestiken in der Nähe waren. Es war ein schönes Landhaus,

vor dem ich hielt, in einem schönen Geschmacke gebaut. Die Treppe stieß der Hausthür entgegen, und sie war mit schönen Decken belegt.

Ich trat in's Haus; ein Domestik kam mir entgegen, und fragte barsch: was ich wollte.

„Ich will dem Herrn Geheimerath meine Aufwartung machen."

„Ihr Name?" Ich gab eine gedruckte Karte. Honorius Bloem aus Emden.

„Ihr Gewerbe, Herr Bloem? Ihr Geschäft beim Herrn?"

„Hat der Domestik darnach zu fragen?" Der Mensch blähete sich auf, blies mich an, wie eine Gans, und ging hinauf.

„Der Herr Geheimerath läßt fragen, ob Ihr Geschäft dringend ist; er ist beschäftigt."

„Ich habe einen Brief an ihn abzugeben von seinem Bruder in Bombay in Ostindien.

„Ihr Charakter, mein Herr? läßt mein Herr fragen."

„Schiffer Bloem von Emden."

Er kam wieder. „Sie sollten mir den Brief geben; der Herr ist dringend beschäftigt."

„Ich habe den Auftrag, den Brief nur in seines Bruders Hände zu geben."

Der Kerl stemmte die Hand auf die Hüfte, und sah mich trotzig an. „Wird's?" fragte ich finster. Er zischte mich wieder an, und ging.

Nun wurde ich endlich hinauf geführt, durch ein Vorzimmer, durch ein zweites, worin die Gemälde meiner Eltern, Brackenbuschs und Reginens hingen, alle sprechend ähnlich. Der Anblick besänftigte meinen Zorn, der anfing aufzuwallen. Ich wurde weich, und ich sagte leise: „Es ist mein Bruder."

Nun schellte es, und der Bediente öffnete die Thür. Der Geheimerath drehete sich von seinem Arbeitstische auf einem Drehstuhle nach mir um, ohne aufzustehen. „Herr Honorius Bloem," sagte er.

„Capitain eines Linienschiffs," setzte ich hinzu. Da stand er auf.

„Einen Brief von meinem Bruder aus Ostindien. Wie? hat er sein Glück gemacht auf diesem poetischen Umwege?"

„Sein Glück nicht, wenn Sie Glück nennen —" Ich sah in seinem Zimmer umher. Ich zog den Brief hervor.

„Was ich voraus sah und sagte," setzte er lächelnd hinzu, den Brief nehmend. Er erbrach ihn aber nicht. „Haben der Herr Capitain persönlich mit mir noch etwas? Ich bin

Ihnen höchlich verbunden, daß Sie sich selbst mit dem Briefe bemüht haben."

„Sie werden sehen, wenn Sie den Brief lesen."

Er bat mich recht höflich, mich zu setzen. Er las. „Nun, wie ich sehe, sind seine Umstände nicht die besten, Herr Capitain! Er fordert Nachricht über das Vermögen seines und meines Oheims. Ich darf ihm nur eine Abschrift des Testaments senden."

„Das ihn vermuthlich enterbt?"

„Das nicht; das mich aber zum alleinigen Erben eingesetzt hat."

„In der That, das glaubte er nicht. Sie werden finden, Herr Geheimerath, daß ich halb und halb auf diese Hoffnung angewiesen bin."

„Das bedaur' ich, Herr Capitain! Sie sollen das Testament selbst sehen."

„Das Testament bezweifle ich nicht: ich dachte, ein Mann, der zwei Brüder hat, der sey sicher genug, auch ohne Testament."

Er lächelte: „Auch sollte Ihr Vertrauen Sie eigentlich nicht betrügen, Herr Capitain, wenn ich wäre, was ich heiße, ein reicher Mann."

„Das habe ich geglaubt, Herr Geheimerath; das glaubte Ihr Bruder in Bombay.

Sie haben Ihren Schwiegervater beerbt, Ihren Oheim, wußte er. Sie haben reiche Güter gekauft, wußte er. Sie haben die Gnade Ihres Herrn, eine reiche Besoldung, wußte er."

„Aber er wußte ohne Zweifel nicht, daß ich zwei Söhne zu etabliren habe, daß mein Rang ein großes Haus, einen kostbaren Aufwand fodert."

„Indeß der Bruder ein Bettler ist. Verzeihen Sie, Herr Geheimerath! das war er, wenn ich die Anweisung auf einen Bruder nicht gelten ließ. Ein Bettler in einem Lande, wo ein Bettler verhungern muß."

„Was ich tausendmal vorausgesagt habe."

„Schon der Name Landsmann schien mir die Verpflichtung zu enthalten, zu zu treten; und Sie sind sein Bruder, und seines Oheims Vermögen war — das Testament mag sagen, was es will — zum dritten Theil sein."

„Meinen Sie, ich fühlte das nicht? Auch sah mein Oheim das voraus; er ließ mich feierlich versprechen, daß ich seinen Willen nicht ändern wollte."

„So können Sie jetzt schenken."

„Hi[illegible] einen Willen nicht geändert?"

„Freilich; aber ein Bruder, der im Elend

vergangen wäre, dächt' ich, wöge ein ungerechtes Versprechen auf."

„Ungerecht, wenn Sie wollen; aber gethan! gethan!"

„Sie thaten ein heiligers, da Ihre Mutter sagte: ich habe ihm einen Bruder geboren."

Hier wurde er verwirrt. Ich sah seinem Gesichte an, daß er anfing, unwillig zu werden. Das war in meinem Plane nicht. „Zwar kann ich," setzte ich sanft hinzu — „nicht alle Umstände wissen, die Sie wissen. Er rechnete wenigstens darauf, mit einem Glauben, der ihm Ehre macht."

Hier machte er mir eine Verbeugung, und bat mich auf den Mittag zu Tische. Ich sagte ihm, ich müßte ihn auch um eine Nachtherberge ersuchen, da ich heute nicht weiter fahren könnte. Er bewilligte es mit einem höflichen Anstand.

„Ich habe," sagte ich nun — „fast denselben Auftrag an einen zweiten Bruder."

„Der in der That mehr ein Bettler ist, als der in Bombay," fiel er mir ein.

Das ergriff mich. „O mein Herr!" sagte ich — „ich erschrecke! ein Bettler? ein Bettler? Dort das Kamin von Stahl mag leicht hundert Guineen gekostet haben — o ich könnte das Kamin nicht ansehen, Herr Geheime-

rath, nicht um tausend Guineen, wenn ich einen Bruder hätte, der bettelte!"

„So arg ist's nicht," sagte er lächelnd. — „Sehen Sie, Herr Capitain, wie das so geht, eine Verbindung mit einem armen Mädchen —"

„Mich dünkt, ich hörte, er hätte eine sehr reiche Heirath thun wollen, und er — wäre um seine Braut gekommen?"

Er erröthete doch, und da hätte ich gern an seinen Hals fliegen mögen. Er erröthete doch!

Ich fragte nach seiner Familie. Zwei Söhne, der eine sey auf Reisen, sagte er, der jüngste aber zu Hause. Er schellte. „Mein Sohn soll kommen." Da trat ein junger Mensch von zwanzig Jahren in's Zimmer, sehr modern und sorgsam gekleidet, mit einem feinen Anstand.

„Leopold," sagte der Vater — „Der Herr Capitain Honorius Bloem hat mir Nachricht von meinem Bruder aus Ostindien gegeben.

Der junge Mensch verbeugte sich sehr artig gegen mich. „Er lebt also, mein Oheim?" sagte er leise, mit einer Stimme, welche die Achtung für seinen Vater und die Zärtlichkeit

für den Oheim zu gleicher Zeit ankündigte — „Er ist doch glücklich?"

„So ziemlich, mein Sohn," fiel er mir ein — „Man muß dort an der Quelle aller Reichthümer in Indien sehr, sehr reich seyn, um nicht fast ein Bettler zu heißen."

„Ihr Oheim heißt nicht so; aber fast ist er es, mein junger Freund."

„O das bejammere ich sehr, recht sehr; denn er soll ein sehr edler, muthiger Mann gewesen seyn."

„Er war wild, mein Sohn, ein poetischer Kopf, wie ihr das nennt, dem das gemeine bürgerliche Leben eine unerträgliche Last war, weil es Schranken hat für die ungebändigte Jugend. Merke dir das, mein Sohn! Es ist ein Familien-Beispiel, das abschrecken sollte, weil Ihr nicht wißt, wie viel von Eures Oheims Blute die Natur dem Euren zugemischt hat."

„Der alte Dietrich kann von dem Lobe seines edlen Herzens nicht aufhören zu erzählen."

„Dietrich ist ein alter Thor, der den Burschen liebte, weil sie sich alle Beide tägliche Versehen von Einer Art zu verzeihen hatten."

Ich fiel hier mit der Bitte ein, mir zu er-

lauben, mit seinem Sohn ein wenig die Gegend zu besehen.

„Wenn Sie ein Jäger sind, Herr Capitain: so finden Sie an dem jungen Menschen einen guten Gesellschafter.“

Ich bückte mich, und wir gingen. Der Vater rief den Sohn zurück, und sagte ihm noch etwas heimlich, gewiß, das Gespräch abzubrechen über den Oheim Ferdinand.

Ich ließ meine Büchse aus meinem Wagen holen, und wir gingen durch den Garten in das Feld, und von da in den Forst.

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Kaum waren wir im Walde, da warf er seine Büchse an einen Baum. „Nein, Herr Capitain,“ rief er — „sey es, wie es sey: ich muß etwas von meinem Oheim wissen. Er ist unglücklich?“

„Fast ein Bettler, mein edler, junger Freund! Er rechnete auf seines Oheims Erbschaft, die aber —“

„Leider, leider, dahin ist; aber nicht auf immer, glauben Sie mir, nicht auf immer!“ Er legte die Hand, mit einer schmerzlichen Bewegung, auf die Brust. „Ich kann das für meinen Bruder so gut versichern, als für mich. Mein Herr Capitain! es kann nicht lange dauern, so bin ich Herr über einen Theil meines großväterlichen Vermögens. Dann! aber bis dahin! bis dahin?“

„Ist ihm geholfen, wenn Sie Ihres Oheims Anweisung auf Ihren Vater unterzeichnen wollen.“

Er fiel in meine Arme. Mit Freuden, mit der Freude schönstem Entzücken, Herr Capitain, so bald wir zu Hause sind.“

Ich drückte seine Hand. „Aber es ist noch ein Bruder, von dem mir Ihr Vater sagte, er sey ebenfalls —“

Hier legte der Jüngling die Hand an die Stirn. „Er ist arm,“ sagte er — „aber nicht unglücklich. Glauben Sie mir!“

„Wie wissen Sie das? Armuth ist immer ein Unglück, und, wie ich in Lübeck gehört habe, ist ihm großes Unrecht geschehen.“

Hier überzog sich sein Gesicht mit der Glut eines Purpurs. „Darf ich Sie bitten, Herr Capitain, dieses Gespräch abzubrechen? Aber lernen Sie ihn kennen! Wenn er nicht glück-

lich ist: so sind wir es gar nicht, o so wissen wir nicht einmal, was Glück heißt! Haben Sie Briefe an ihn?"

„Nein. Sein Bruder in Bombay hatte gehört, er sey aus Gram über eine unglückliche Liebe gestorben."

„Herr Capitain, lieber Herr Capitain, ich habe allerlei Kleinigkeiten, eine goldne Uhr, reich mit Steinen besetzt, ein Andenken meines Großvaters, die er mir heimlich schenkte, als er starb, eine goldne Dose von Werth, ein paar Ringe. Sie könnten sagen, sein Bruder sendete ihm das. Mich dünkt, es würde überdem sein Herz zerreißen, wenn er wüßte, sein Bruder wäre arm. Ach, denn Sie wissen nicht, Herr Capitain, wie sehr diese beiden Brüder sich lieben!"

„Kaum mehr, als Du sie liebst, theurer guter Mensch. Aber gern! recht gern! von Herzen gern! Und da die Sachen nun so stehen: so bedarfs Deines Unterschreibens nicht mehr. Ihr Wort ist mir so gut, wie jede Unterschrift. Ich bin nicht arm, junger Mensch, aber ich muß auf mein Alter sparen. Sie dürfen eine Summe nennen, die ich Ihrem Oheim nach Bombay senden soll. Sie zahlen sie mir zurück, wenn ich sie gebrauche, in den ersten fünf Jahren noch nicht."

Er fiel mir um den Hals. „Dem Himmel sey Dank, daß ich Sie fand, Herr Capitain! Welche Summe Sie wollen. Ich unterschreibe alles. Und wenn Sie diesen Blume kennten, in Dünhof, meinen andern Oheim: Sie würden sich auch für den interessiren."

„Gut, wir senden ihnen beiden. Sagen Sie mir, lebten Sie in Ihres Vaters Hause?"

Erst seit einem Jahre. Ich wurde, nach einem ausdrücklichen Artikel im Testament meines Großvaters, bei einem alten ehrwürdigen Prediger auf dem Lande mit meinem Bruder erzogen Mein Vater wollte zwar diesen Artikel umgehen, aber der Prediger schlug alle Vergleiche aus, forderte die beiden Enkel seines Freundes, oder das Kapital, das meinem Vater bestimmt war, mit einem so festen Muthe, daß mein Vater nachgeben mußte. Alle Jahre brachten wir, dem Testamente gemäß, vier Wochen in der Stadt bei unserm Vater zu."

„Wie hieß der Prediger?"

„Bentring in Schleusendorf. Mein Vater ist auch so ziemlich mit unserer Erziehung zufrieden. Aber lassen Sie uns eilen! Jetzt ist mein Vater beschäftigt."

„Aber Ihr Bruder, dünkt mich, sollte sich für die Hälfte versichern?“

„Wenn ich sterbe, mein edler Freund, so wird er meine Schuld mit Freuden übernehmen.“

Wir gingen zurück, und nach einer Viertelstunde hatte ich Uhr, Dose und Ringe.

Hier mochte dem jungen Herrn doch einfallen, welchen närrischen Handel er da mit einem Wildfremden schloß. Er sah mich bestürzt an.

„Darf ich errathen, was Sie denken? Sie kennen mich nicht; ich bin Ihnen wildfremd. Sie mißtrauen.“

„Aber, bei Gott! recht ungern. Mißtrauen liegt nicht in mir, nur in der Liebe für meinen Oheim.“

„Auch fällt mir ein, lieber junger Mann, Ihr Oheim in Dünhof weiß schon durch die dritte Hand, daß sein Bruder arm ist und ihn für todt hält; also geht der ganze Plan nicht. Aber Sie werden ein Mittel finden, ihm die Sachen in die Hände zu spielen, mit der Summe, über die wir einig geworden sind.“ Ich zog mein Taschenbuch hervor, und zahlte die Summe.

„Wie hart bestrafen Sie mein Mißtrauen, Herr Capitain!“

„Wie mißtrauisch sind Sie zum zweitenmal, mein Sohn! Warum ich Ihnen traue, das wissen Sie nicht; warum Sie mir trauen sollten, werde ich nicht wissen.“

Er wollte mir einen Wechsel ausstellen. „Lassen Sie das! Ist mir Ihr Auge, der Ton Ihrer Stimme, Ihr Wort nicht gültig: Ihr Wechsel ist es nicht, denn Sie sind nicht mündig.“

„Ich stelle ihn vier Jahre vorwärts.“

Ich küßte den edlen Jungen. „Hier,“ sagte ich — „das sind die gültigen Wechsel unter Leuten von unserm Schlage. Junger Mensch, ich traue nicht oft; aber wo ich traue, da habe ich mich noch nie betrogen. Nehmen Sie! senden Sie! aber nicht unter Ihres Oheims, nicht unter meinem Namen! denn ich will den Mann kennen lernen, den ein edles Herz, wie das Ihrige, so liebt.“

„O!“ rief er, mit funkelnden Augen — „Sie werden eine Familie kennen lernen, über welche die Schönheit, die Tugend alle ihre Gaben ausgeschüttet haben.“

„Kennen Sie denn die Familie?“

„Nein,“ sagte er abgebrochen — „Nein! gar nicht, als was ich vom Hörensagen weiß,

und von meinem Bruder, den der Zufall einmal mit der Familie zusammen führte."

„Wo war das? Wo war das?" fragte ich neugierig. Er brach ab; ich möchte sagen, unmuthig, aber nicht unfreundlich gegen mich.

Ich war zu neugierig; denn mir fielen Clementinens blasse Wangen ein, und der fröhlichen Regine kummervolle Stunden, von denen der Vater sprach. „Sie verbinden mich, wenn Sie mir den Zufall nennen; denn in der That, ich nehme von Bombay her einen großen Antheil an diesem Bruder, den mein Freund so zärtlich liebte."

Er sah mich an. „Mein älterer Bruder studirte in Göttingen, aber unter dem Namen, den mein Vater zu führen das Recht hat, unter dem Namen von Forstberg. Es ist eine Eigenheit meines Vaters, daß wir diesen Namen auswärts führen müssen. Unter diesem Namen lernte mein Bruder den ältesten Sohn meines Oheims kennen. Von diesem, unsers Oheims Sohn, erfuhr er und dann auch ich Umstände von den Begebenheiten unserer Eltern, die" — hier legte er die Hand auf das Herz — „die uns sehr weh thaten, und uns mit dem Wunsche erfüllten, das Unrecht, wenn es wieder gut gemacht werden

kann, wieder gut zu machen. Mein Bruder besuchte die Familie einmal als der Freund Julius, so heißt der Sohn meines Oheims. Aber — Doch, Sie sehen daraus, daß wir sie näher kennen, und warum ich wünsche — O mein Herr, glauben Sie, alles, was wir thun können, ist sehr wenig. Nur bin ich zu weit entfernt von Dünhof, wo sie wohnen. Mein Vater besucht sein Gut, das ganz in der Nähe an Dünhof liegt, gar nicht mehr, und uns erlaubt er noch weniger, dorthin zu gehen, wahrscheinlich aus Furcht, Zufall oder Vorsatz möchte uns mit unsern Verwandten zusammen bringen."

Der Bruder hat die Familie einmal besucht, auch wohl mehreremale. Siehst Du, Roger, wie da die Vorsehung mitten in dem Gewebe des Hasses den Faden der Liebe anspinnt. Der Liebe, der Liebe, das sollst Du sehen, wenn ich nur erst wieder da gewesen bin. Es wird doch eine Wange heiß werden, wenn ich den Namen Forstberg nenne, ein Herz wird doch klopfen, ein Auge wird doch nieder sinken, ein Mund wird doch lächeln bei der Musik des Namens Forstberg.

Sieh, der Teufel, Roger, ich alter Mann bin so versessen auf einen Liebeshandel, daß

ich die Zeit kaum abwarten kann, ehe ich weiß, ob Clementine oder Regine — und ich habe Lust, den Handel so weit zu spinnen, als sich's mit Gott und einem guten Gewissen auf der einen Seite, und auf der andern mit einem schweren Geldsack und Muth und Lust so etwas spinnen låßt.

Ich danke Gott, Bruder, daß ich noch mein Herz schlagen hôre, daß es nicht zu einem Eiszapfen geworden ist, wie der lebendige Strahl einer Fontaine im Winter ein todter Eisstrahl wird. Gottlob, daß ich noch im innersten Herzen fühle, daß zu einer guten Ehe die Liebe als die schönste Ausstattung und Mitgift der Natur und Gottes gehôrt; und, der Teufel! Roger, wenn ich mir mahle; wie die Schatten der Liebenden Hand in Hand in den Orkus hinabsteigen: so môchte ich rasend werden, daß ich den dunkeln Weg allein machen soll. Aber ich hånge mich an irgend ein liebendes Herz, das auch ôde und allein blieb, und der Orkus erschalle dann noch von meinen liebenden Seufzern!

Zum Henker, wie wirst Du lachen, wenn Du das liest, und dabei an meinen Truthahnsschnabel denkst. Aber es ist geschrieben, und ich sage: „Gottlob! daß ich noch so denken und fühlen kann!“

Ich nahm nun Abschied von meinem harten Herrn Bruder und von meinem guten Neffen. Ich gab dem jungen Menschen meine Adresse, wenn er mich in Lübeck besuchen wollte, wohin er zuweilen kam. „Ich hoffe, ich wünsche, lieber Leopold, wir haben uns nicht zum letzten Male gesehen.“ Er umarmte mich, und versprach mir einen Besuch und zwar recht bald.

Morgen geh ich nach Dünhof.

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Als ich den Namen Forstberg nannte, da überzog die Blutfarbe der Schuld das freundlichste, lachendste Gesicht im ganzen Zimmer, Reginens Gesicht. Das ist Eins!

Clementine hat mich gebeten, mich nach England begleiten zu dürfen, nicht geradezu; aber sie ließ sich's merken, und ich — der ich, ich weiß nicht wodurch, an das Mädchen gefesselt bin — sprang hoch auf vor Vergnügen, drückte das Kind an meine Brust, und erzählte nun so viel schönes von diesem glücklichen Eilande, daß ich hätte alle Kinder mitnehmen können, wenn ich gewollt hätte.

Die Mutter, die zwar nicht so albern ist als die Mütter im Binnenlande, that doch ein wenig ängstlich über die Nordsee.

„Liebste Cousine," rief ich, denn ich habe mich in die Familie als Cousin einquartirt — „wir verlieren ja wahrhaftig das Land nicht aus dem Gesichte; und Sie sollen mein Schiff sehen."

Kurz, das wurde abgemacht. Wir nahmen Abschied, und Clementine kam nun in Lü-

beck unter die Hände der Schneider und Putzmacher. Ich habe von Münheer van Houd ein Jagdschiff gemiethet, neu, fest, ein Seegler, leicht wie eine Schwalbe. Ich habe die Cajüte aufgeputzt, als führte ich eine Braut über den Kanal. Meine eigenen Leute besetzen das Schiff, und mit dem ersten guten Winde steure ich nach England. Ich muß meinen Kindern doch die Oede zeigen wo ich so glücklich war.

Willem tritt eben ein. Der Wind ist günstig. In einer Stunde gehen wir ab. Unsere Sachen sind schon am Bord. „Scheuest Du Dich, Clementine,“ fragte ich — „vor dieser Fahrt?“

„Nein,“ sagte sie eifrig — „die Lebensfahrt ist noch gefährlicher, und Niemand scheut sie.“ Willem hat noch mit ein paar Matrosen tausend Bequemlichkeiten für seine Leefhart Clementinen aufgepackt.

Nun, Roger, nun bleibt mir noch so viel

Zeit zu siegeln. Lebe wohl! Du sollst von mir hören. Lebe wohl!

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius, 1758-1831

Der Hausvater oder das liebt sich! und warum?

Bd.: 1

Stuttgart (1811)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.460-f(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721402-3